

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1936

11 (1.6.1936)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

Ehrentafel.

Von Bertold Karl Weis.

Die Halle, die wir Tag um Tag durchschreiten,
Klang einst von ihrem Schritt ein letztes Mal:
dann gingen sie den unbekanntem, weiten
und schweren Weg, wie ihr Gesetz befahl.

Des jungen Werdens wechselnde Gezeiten
erprobten sich zu wandellosem Stahl;
im Feuerhagel wuchsen Ewigkeiten,
und Jahre grenzte jede Stundenzahl.

So reisten sie in wütenden Gewittern
zum größten Opfergang und gaben stumm
ihre Letztes hin, daß wir bestehen sollten.

Die Tafel ruft, der Halle Fliesen zittern,
denn ehern gehn die Unsichtbaren um
und mahnen uns zu bauen, was sie wollten.

Aus der Festschrift zur 350-Jahrfeier des Gymnasiums Karlsruhe.

Von der Untersuchung der Tatbestände muß die Forschung immer wieder zurückpendeln zur Besinnung auf die Untersuchungswerkzeuge, und dazu gehören auch die ordnenden Begriffe, die Kategorien, in welche die Weltbefunde eingefangen werden. Das gilt im besonderen Maße für den Raumbegriff, der eben dabei ist, in halbwissenschaftlichen Darstellungen zu molluskenhafter Weichheit zu entarten. Die wichtigsten Arten von Räumen, die politischer Betrachtung unterliegen, sind: der Lebensraum, der Wirtschaftsraum, der politische Raum, der strategische Raum, der Volkstumsraum, der geopsychische Raum.

Der Lebensraum im geopolitischen Sinne ist das geographische Gebiet, das in einem bestimmten Geschichtsaugenblick zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse einer Gruppe dient, das infolge der Lebensbedingungen, die es gewährt, dahin strebt, die Gruppe gleichförmiger Lebensbedingungen zur Gemeinschaft gegenüber anderen Raumgruppen zusammenzuschließen. Nicht die Möglichkeit, die Grenze dieses Raums zur Befriedigung der Lebensnotdurft zu überschreiten, hebt die Grenzen auf, sondern erst die Übllichkeit des Überschreitens der Grenze verlegt sie. Der Reisende, der einem afrikanischen Stamm Glasperlen bringt, verändert nicht den Lebensraum dieses Stammes. Wenn aber gewissen europäischen Lebensgruppen in einem geregelten Schiffverkehr Gummi, Tabak, Baumwolle gebracht werden, so entsteht die Frage, ob hier nicht ehemalige Grenzen des Lebensraumes aufgehoben werden. (Lebensraum und Raumvorstellung brauchen sich nicht zu decken. Die Raumvorstellung einer Gruppe kann bei dem durch viele Berichte über die Erlebnisse anderer belehrten Menschen einer Hochkultur weiter reichen als bei dem Primitiven, der nur vom selberlebten Raum Vorstellungen hat, bei dem also Raumvorstellung und Lebensraum zusammenfallen. Auch die verschiedenen Schichten desselben Volkes haben verschiedene Raumvorstellungen.)

Der Wirtschaftsraum im geopolitischen Sinne hat den seine Einheit bewirkenden Grundsatz in den mit der Beschaffenheit der Erdoberfläche bei einem bestimmten Standpunkt der Technik gegebenen Möglichkeiten einheitlicher Wirtschaftsgestaltung. Diese Möglichkeit wird dort, wo Staaten als Gebiete einheitlicher Wirtschaftsbedingungen diesen Raum zerschneiden, in verschiedenem Maße genutzt. (Die folgerichtige, eindeutige Anwendung dieses Begriffes läßt im geopolitischen Schrifttum noch zu wünschen übrig, weil auch immer die in der Wirklichkeit gegebenen Wirtschaftsräume, die Staatsräume, die politischen Räume im Hinblick auf ihr Wirtschaftsleben, als „Wirtschaftsräume“ gesehen werden.)

Der politische Raum findet seine Grenzen an der Macht der Staaten, wobei nicht schon Staatsgrenzen von vornherein politische Raumbegrenzen sein müssen. Wohl werden oft genug als formende Kräfte

für die Entstehung der gesellschaftlichen, staatlichen Gebilde auch erdgebene Tatbestände von Wichtigkeit sein. Die Grenzen dieser politischen Raumeinheiten werden aber wesentlich bestimmt durch gesellschaftliche, geschichtliche Machtbehauptung oder Machterweiterung. Während die wirtschaftlichen Räume Raumeinheiten einer Möglichkeit nach sind, scheint es nicht angebracht, neben den wirklichen politischen Räumen, den staatlichen Gebilden, auch noch auf politische Räume der Möglichkeit nach zu erkennen. Es mag gewiß oft eine geographische Urgegebenheit der Entstehung gesellschaftlicher Gebilde sehr förderlich sein. Ein Strom wird in manchen Gebieten in seinem Lebenswert für die Menschen jedoch erst voll ausgenutzt, wenn eine wirkliche, genügend große, genügend fest gegliederte Gesellschaft die mit dem Strom gegebene Möglichkeit nutzt, auf sonst wüstem Land Bodenfrüchte zu bauen. Es darf darum als wenig nützlich erscheinen, unter „politischem Raum“ solch einen Raum gesellschaftlicher Entfaltungsmöglichkeit zu sehen. Politischer Raum im geopolitischen Sinne ist Raum der Wirklichkeit nach, sind die wirklichen Stämme, Staaten und Staatenverbände.

Der strategische Raum hat seine Grenzen in den von der Gestaltung der Erdoberfläche und einem bestimmten Stand der Technik abhängenden, für Kampfszwecke günstigen Verteidigungs- und Angriffsstellungen und rückwärtigen Verbindungslinien.

Der Volksraum, der als geopolitische Größe oft übersehen wurde, ist der geographische Raum, insofern er von einer wesenseinheitlichen Bevölkerung bewohnt wird. Diese Gebiete sind wesentlich Einheiten infolge eines einheitlichen geistigen Verkehrs. Die Grenzen sind wesentlich da gezogen, wo Verschiedenheit der Mittel des geistigen Verkehrs die Möglichkeit dieses Verkehrs aushebt, wo verschiedene Sprachen aneinander stoßen.

Daß bei der Durcheinandermischung der gleichen Rassen in den verschiedenen Völkern Europas es mindestens für dieses Gebiet schwer ist, die Grenzen von Rassenräumen, von Blutsräumen zu bestimmen, leuchtet ein. Daß trotzdem solche Räume da sind und hohe Bedeutung als geschichtliche „Wirklichkeiten“ haben, lehrt die Geschichte.

Der geopsychische Raum ist die Raumeinheit, die ihre Einwohnerschaft in bestimmter gleicher Weise psychisch beeinflusst. Die bestimmten geographischen, klimatischen Bedingungen etwa der Alpen, der sibirischen Urwälder wirken in einheitlicher Weise mitprägend an der geistigen Art der Bewohner, unabhängig davon, zu welchen Staaten, zu welchen völkertümlichen, rassischen und strategischen Räumen diese Bewohner gehören. Kazel, Zennig, Obst und andere haben dafür viele Beispiele gebracht.

Diese Übersicht über die Arten von Räumen wurde in so groben Zügen gegeben und damit in so willkür-

licher Bestimmung der Raumbegriffe, weil sie nur dienenden Zweck hat gegenüber der hier wesentlicheren Aufgabe, den Raumbegriff logisch-begrifflich zu klären und für die Aufgaben der Stunde brauchbar zu machen. Bei dieser Zielsetzung steht zunächst in Frage, was diesen unterschiedlichen Räumen gemeinsam ist. Dazu sind folgende Feststellungen nützlich:

1. Jeder dieser geopolitischen Räume ist Raumeinheit auch „von den Menschen her“, und nicht, wie es für flüchtige Betrachtung leicht scheinen kann, allein „von den Dingen her“, „von der Erdoberfläche her“. Es darf in manchen Fällen unmittelbar scheinen, als seien die Raumbegrenzen ganz und gar nur durch die Beschaffenheit der Erdoberfläche selbst gegeben. (So etwa da, wo ein Landgebiet an einen Ozean stößt. Aber diese Raumbegrenze zwischen Land und Wasser kann etwa für einen Land-Wasservogel wie die Ente Zentrum des Lebensraumes sein, während für sie die Grenzen ihres Raumes im „reinen Land“ bzw. im „reinen Wasser“ liegen.) In Wahrheit sieht aber erst eine aus menschlicher Eigenart und menschlichen Zwecken bedingte veränderliche Beurteilungsweise gerade diese besonderen „Räume“ in die geographischen Gegebenheiten hinein, wie erst menschliche Einbildungskraft und menschlich-begriffliches Ordnungsbedürfnis willkürlich zusammengegriffene Gruppen von Sternen zu Sternbildern „zum Drachen“, „Schützen“, „Skorpion“ ernannte. Unter dem Gesichtspunkt gesehen, daß Menschengruppen in besonderer Weise und nach einem bestimmten technischen Verfahren Wirtschaft treiben, in besonderer Weise Krieg führen, sind die Grenzen der Lebensräume, der Wirtschaftsräume, der strategischen Räume jeweils in besonderer Weise erkannt. (Wie sehr sich der strategische Raumbegriff etwa durch die Luftwaffe verändert hat, ist oft genug gesagt worden.)

2. Jeder der geopolitischen Räume ist nicht Raum für den Menschen schlechthin, nicht Raum für einen Menschen, sondern Raum für eine Gruppe von Menschen, für eine Vielzahl von Individuen. Es sind gesellschaftliche oder gemeinschaftliche Ordnungen, für die ein bestimmtes Gebiet Raumeinheit ist als Wirtschaftsgebiet oder als Lebensgebiet oder als politisches Gebiet. Wenn vereinzelt Deutsche zu Ausgang des Mittelalters nach Asien reisen, so kann man nicht sagen, der „deutsche Lebensraum“ reichte von Schwaben bis nach China.

3. Jeder geopolitische Raum ist Rauminhalt unter bestimmten geschichtlichen Bedingungen. Die Raumbegrenzen sind nicht geschichtsunabhängig in ihrer Lage und Größe. Lage und Größe der Grenzen von Wirtschaftsräumen ist abhängig von der geschichtlich besonderen Verkehrstechnik. Große Flüsse und Meere, die einmal die Grenzen von Verkehrsgebieten absteckten, können in Zeiten einer veränderten Verkehrstechnik die Zentren von Verkehrsgebieten werden.

4. Diese geopolitischen Raumarten decken sich nicht notwendigerweise. Der Raum, der Einheit ist infolge seiner gleichen wirtschaftlichen Möglichkeiten, kann verschiedene gesellschaftliche Räume umfassen. Die gesellschaftlich einheitlichen Räume können auf Räume von verschiedenen Wirtschaftsmöglichkeiten übergreifen. Politische

Räume decken sich nicht mit den strategischen Räumen, die Volkstumsräume decken sich nicht mit den gesellschaftlich-staatlichen, wie wir heute zu unserem Leidwesen darin erfahren, daß sich heute in Europa 40 Millionen als „Minderheiten“ empfinden.

5. Alle diese Räume stehen in Beziehung zueinander, sie bewegen mit eigener gesetzlicher Kraft ihre Grenzen aufeinander zu. Und das ist eine Tatsache von gewaltiger Bedeutsamkeit. Die Größe und Art dieser anziehenden Kräfte richtig zu ermessen, ist wesentlichste Aufgabe einer den Zeitnotwendigkeiten zugewandten deutschen Wissenschaft. Da alle diese Räume, so sehr sie vom Menschen aus bedingt sind, wie gezeigt wurde, doch geographische Räume sind, den Bedingungen der Erdraumgebundenheit verhaftet sind, vermag ein auf erdkundliches Wissen gegründetes Bemühen wesentlich dazu beitragen, „das Rüstzeug zum politischen Handeln“ zu liefern, „die Bindungen und Bedingungen nachzuweisen, die für das politische Handeln maßgebend sind, damit der Sprung aus dem Reich des Wissens in die Tat soweit wie möglich gesichert ist“ (Baumann).

Alle diese Raumarten, von denen hier die Rede war, sind immer auch geographische Räume, wie nachdrücklich betont werden muß, und die Spannungen zwischen diesen Räumen sind Spannungen im geographischen Felde. Die bisherigen Versuche, den Erdenraum als das Gebiet von „naturgegebenen“ Spannungen zwischen diesen verschiedenen Raumarten zu sehen, scheinen mir oft darin zu versagen, daß der „volkstümliche Raum“, der Volksboden, nicht seiner Wesensart und den aus ihm strömenden Kräften nach richtig erkannt wird, und darum soll er hier für sich und in seinem Beziehungsverhältnis zu den anderen Raumarten noch besonders betrachtet werden. Er soll hier in willkürlicher Beschränkung auf nur eines unter vielen, aber ein besonders wesentliches Kennzeichen des Volksraumes, nämlich die Sprache, angesehen werden und zu anderen Raumarten in Beziehung gesetzt werden. Wesentlich für jede geopolitische Betrachtung, die den politischen Rechnungswert der Sprachräume richtig abmessen will, ist es, daß die „dynamische Wertverschiedenheit“ dieser Räume, die sich aus der Wesensverschiedenheit der Sprachen ergibt, voll erkannt wird. Ob es sich um Indianerstämme Nordamerikas oder um das deutsche Volk der Gegenwart handelt, gemeinsames Kennzeichen ihrer Menschlichkeit ist es zwar, daß sie „sprechen“. Es ist aber für politische Untersuchung von entscheidender Bedeutung, welcher Art und Größe die Sprache ist, ob eine Menschengruppe eine kleine, schriftlose Mundart spricht oder eine große, geschichtstiefe, verschriftete Hochsprache mit einer reichen Literatur und Presse. Der Leistungsfähigkeit der Sprache entspricht die Leistungsfähigkeit der Sprecherschaft auch im Politischen.

Weiter ist es von Bedeutung, daß die Sprachgemeinschaft nicht nur als Einheit eines gleichen Mitteilungsmittels erkannt wird, sondern auch als Einheit gleicher geistiger und seelischer Geformtheit. Wer mit Hilfe des Begriffsschatzes einer bestimmten Sprache die Welt erleben und erkennen lernt, wird damit in ein geistig-seelisches Nationalgefängnis hineingezogen, er

lernt die Welt mit ganz bestimmten von der Gemeinschaft her gegebenen Voreingenommenheiten aufzufassen, seine geistige Sonderheit, sein Gefühls- und Willensleben wird nach einer gruppenpersönlichen Besonderheit geprägt. Der einzelne ist sich dessen ganz und gar nicht bewußt, wie er hier zu einer bestimmten Weise des Weltanschauens erzogen wird, wie sein Gewissen und wie sein Wesenwille geformt wird.

Dieser Formung des Wesenwillens, die zwangsläufig mit dem Welterleben in einer bestimmten Sprache erfolgt, braucht ganz und gar nicht schon die Formung eines einheitlichen politischen Kürwillens dieser Gruppe zu entsprechen. Der englische, deutsche, französische Sprachraum auf Erden ist nicht je eine politische Einheit, sondern er ist aufgeteilt auf verschiedene Staaten, und der Wunsch auch zu politischer Bindung zwischen den staatlich getrennten Gruppen eines einheitlichen Sprachentums ist bei manchen Gruppen überhaupt nicht vorhanden, bei anderen sehr schwach entwickelt, bei anderen wieder eine lebendige Flamme und eine politische Kraft von stärkster Wirkung, wo eine Gruppe sich als kulturell vergewaltigte Minderheit empfindet.

Diese letztere Gruppe, die argwöhnisch darauf achtet, daß von den politischen Räumen der Charakter der sprachlichen Räume nicht angetastet wird, tritt seit der französischen Revolution immer entschiedener mit politischen Ansprüchen auf. Es geschieht hier etwas weltgeschichtlich Neues, wenn nun die Sprachgrenzen im Jahrhundert des Nationalstaates mit magischer Gewalt die politischen Grenzen zu sich heranziehen. Dieser Vorgang ist heute noch längst nicht abgeschlossen. In manchen Gebieten ist diese Kraft noch gar nicht erwacht, aber andererseits sind hier und da überall auf der Erde Sprachtümer dabei, zu sich zu kommen, sich selbst als geistig seelisch einheitliche Wesenheiten zu entdecken und ihre Gemeinschaft mit staatlich abgesprengten Teilen zu empfinden und daraus politische Forderungen zu entwickeln. Wenn dieser Vorgang nicht überall mit Sicherheit einsetzt, wenn die Deutschen der Schweiz sich oft genug noch wie von der Tarantel gestochen fühlen, wenn man sie Deutsche nennt, sie zum deutschen Volk rechnet, so handelt es sich um Fälle, die nicht den Blick dafür zu trüben brauchen, daß es gemeinsames Kennzeichen einer großen Zahl von allerstärksten politischen Spannungen ist, daß Spracheinheit politische Freundschaft bewirkt und Sprachverschiedenheit politische Fremdheit, daß der Wesensraum in diesem Zeitalter eines wacher wer-

denden Volkstumsnationalismus eine verwunderliche Kraft hat, auch im politischen Sinne zum Willensraum zu werden.

Während es für die Gegenwart häufiger ist, daß die Grenzen der Staatsräume nach den Sprachgrenzen ausgerichtet werden, ist es in der Vergangenheit (wie natürlich auch noch in der Gegenwart) häufig zu beobachten, wie nach gesellschaftlichen, staatlichen Grenzen sich die Sprachgrenzen verändern. Die Mundartenforschung der letzten Jahre hat gezeigt, wie häufig Mundartengrenzen sich den Staatsgrenzen und den Grenzen von Kirchenbezirken angepaßt haben. Ein Spannungsverhältnis zwischen Sprachraum und Staatsraum besteht überall, wo sich die beiden Räume nicht decken.

Beziehungen des sprachlich einheitlichen Raumes zum geopsychisch einheitlichen Raum sind gewiß vorhanden. Aber die charakterformende Kraft des „deutschen Raumes“ ist die Kraft vieler geopsychisch verschiedener Räume, es ist die Bergwelt und die Tiefebene und die Seeküste, die alle mit ihren aus dem Boden strömenden Formkräften mitwirken bei der geistigen Sonderprägung des deutschen Sprachvolkes. Dieses geistige deutsche Vaterland hat viele Heimaten. Der gleiche Raum hat ferner oft genug im geschichtlichen Wandel verschiedene Völker mit verschiedenem Charakter herbergt. — Es sind auch vielerlei Wirtschaftsräume, in denen die deutsche Sprachgemeinschaft lebt, und vielerlei Lebensräume, wenn man die Raumeinheit gesetzt sieht durch die Hochsprache, vielerlei Lebensräume den Lebensformen nach, ob es sich um Alpenbauern oder um Hochseefischer handelt.

Wenn die Geopolitik „die Lehre von dem Raum vertritt, der über das Volk die Geschichte formt“, dann muß sie gewissenhaft untersuchen, wie die verschiedenartigen Räume übereinander gelagert sind, welche Spannungen daraus erwachsen müssen. Besonderes Erfordernis der Stunde scheint es mir zu sein, daß der „Sprachraum“ in seiner eigengesetzlichen politischen Dynamik untersucht wird, die abhängt von der Art der Verschriftung, von der Geschichtstiefe einer Sprache, von dem Größenverhältnis der Sprecherschaft und vielen anderen Bedingungen, die hier nicht einmal gestreift werden konnten. Bei solcher Gebiets-erweiterung der Betrachtungen wird die Geopolitik nicht nur zum „Geographischen Gewissen des Staates“ werden, sondern auch zum geographischen Gewissen des Volkes.

Das Blut, welches im großen Weltkrieg starb, beginnt heute lebendig zu werden. In seinem mystischen Zeichen geht ein neuer Zellenbau der deutschen Seele vor sich. Gegenwart und Vergangenheit erscheinen plötzlich in einem neuen Lichte, und für die Zukunft ergibt sich eine neue Sendung.

Alfred Rosenberg.

Geopolitik,

ihr Grundgedanke und ihre Aufgabe.

Wenn man das politische, geographische, historische und wehrpolitische Schrifttum der letzten Jahre verfolgt, so trifft man dort in steigendem Maße auf den Begriff Geopolitik, sei es, daß von geopolitischen Einflüssen oder von geopolitischen Grundlagen die Rede ist, sei es, daß ganze Werke allgemeiner und spezieller Art überhaupt auf geopolitischer Betrachtungsweise aufgebaut sind. Auch für die Schule, sowohl für die Volksschule, wie für die mittlere und höhere Schule, ist die Einführung und Anleitung zu geopolitischem Denken eine anerkannte und selbstverständliche Aufgabe geworden. Lehre und Forderungen der Geopolitik sind nicht unumstritten. Geopolitik ist eine der jüngeren Wissenschaften und als wissenschaftliche Disziplin noch mitten in der Entwicklung und im Aufbau begriffen. Verglichen etwa mit den alten Wissenschaften verfügt sie weder über deren Tradition noch über einen festgefühten Bau in System und Methode. Die rasche Anerkennung und der Einsatz der geopolitischen Idee auf den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten erschien zu sprunghaft, Übertreibungen und Verallgemeinerungen in der Anwendung entsprachen in der Tat wohl auch nicht immer wissenschaftlichen Maßstäben. Aber man muß demgegenüber die Unruhe und das Suchen nach Ursache und innerer Verflechtung wie nach gültigen Motiven für die ungeheure Umwälzung in Erwägung stellen, die über den Krieg und die Nachkriegszeit die politischen Verhältnisse wie das Denken der Menschen durcheinandergewirbelt und verändert haben, und man muß vor allem, um zu einer richtigen und unvoreingenommenen Beurteilung zu kommen, die geopolitische Idee in ihrem Inhalt und in ihrem Wesen zu begreifen suchen: in ihrem Inhalt: als Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen Erde und Mensch und in ihrem Wesen und vor allem in ihrer Dynamik: als Denken und Handeln der Menschen, so wie es von Rasse und Raum, von Blut und Boden, beeinflusst und geleitet wird. Darin liegt die der geopolitischen Idee innewohnende Eigenständigkeit und Werbekraft und darin liegt ihre Rechtfertigung.

Unter diesem Gesichtspunkt verfügt sie auch über eine Tradition, die der anderer Wissenschaften in keiner Weise nachsteht. Die Menschen standen immer unter geopolitischen Einflüssen und Bindungen. Geopolitische Einflüsse waren wirksam im Handeln einzelner Menschen, die auf kürzere oder längere Zeit das Schicksal der Welt oder eines ihrer Raumteile bestimmt haben, ob sie von ihnen geführt oder zurechtgewiesen wurden, ebenso wie geopolitische Bindungen wirksam und gültig waren in dem politischen Handeln und Verhalten der Völker, auch wenn diese sich der wechsel-

seitigen Kraft solcher Einflüsse und Bindungen nicht bewußt waren.

Daß Geopolitik in System und Methode weder abgerundet noch festgeordnet sei, ist dabei ein Einwand, der wohl berechtigt, aber doch nur von formaler Bedeutung ist. Geopolitik gehört in die Reihe jener Wissenschaften, deren selbständige Bearbeitung sich erst im Zuge des Fortschritts allgemeiner wissenschaftlicher Erkenntnis ergeben hat. Die Rechtfertigung für deren Notwendigkeit und innere Berechtigung, die O. Maull bei der Begründung der Neugestaltung der Politischen Geographie gegeben hat, darf deshalb in vollem Umfange sinngemäß auch für die Geopolitik in Anspruch genommen werden. „Die Wissenschaften“, so sagt er dort, „dürfen nicht als ein von vornherein logisch geordnetes System aufgefaßt werden, sondern sie sind mit der immer größer gewordenen Erfahrung genetisch gewachsen. Mit ihr ist die Zahl der Wissenschaften größer geworden und gewachsen. Aber auch die Grenzen zwischen den Einzelwissenschaften haben sich dabei verschoben. Meist sind ältere Zusammenhänge gelockert worden und es haben sich aus einer einst einheitlichen Wissenschaft neue, selbständige Wissenschaften oder Wissenschaftszweige entwickelt.“

System und Methode sind Sache einer langen und vielfältigen Entwicklung. Unerläßliche Voraussetzung ist nur jene Verpflichtung oder Forderung, der sich jede Wissenschaft unterwerfen muß, wenn sie als solche gelten will, „nur von bestimmten, ihr eigenen, von den anderen Wissenschaften verschiedenen Gesichtspunkten auszugehen“.

Diese Voraussetzung ist für die Geopolitik in den Begriffen Mensch und Raum erfüllt. Die Voraussetzungen aber für die Untersuchung der Beziehungen sowie der Auswirkung des Spiels und Gegenspiels der Kräfte, die zwischen beiden bestehen und ausgelöst werden, waren freilich erst gegeben, als man Mensch und Raum als die Grundlagen des Staates anerkannt, den Staat selbst als Organismus begriffen und die ihn tragenden Kräfte, Mensch und Raum als unbestreitbar zusammengehörig, als schicksalmäßig verbunden erkannt hatte.

Man sollte meinen, daß es nie einen Zweifel an dem inneren Zusammenhang dieser beiden Elemente hätte geben können; und gewiß sind immer Stimmen laut geworden, die, um einem Wort Herders zu folgen, der Ansicht waren, „daß Geographie von der Naturgeschichte und der Historie der Völker untrennbar sei und zu beiden die wahren Grundlinien gewähre, daß mit anderen Worten, Erde und Menschheit ein unabdingbares Ganzes bilden“. Aber um solche Auf-

fassung zu wissenschaftlichen Begriffen zu formen, war ein weiter Weg notwendig. Es bedurfte der ganzen erneuernden, ja revolutionierenden geographischen und geschichtlichen Betrachtungsweise, wie sie von Herder, Karl Ritter, Leopold v. Ranke, Heinrich v. Treitschke und Friedrich Ratzel etwa ausgingen, um es zu ermöglichen, ernsthaft bis zur Synthese von Raum und Mensch vorzustoßen.

Natürlich gingen, je nach der wissenschaftlichen Fragestellung auch hier Erkenntnisse und Folgerungen verschiedene Wege, aber die Grundauffassung bewegte sich doch in derselben gedanklichen Richtung. Wenn Karl Ritter in dem ersten Band seiner Geographie von Europa sagte: „Mein Zweck war, den Leser zu einer lebendigen Ansicht des ganzen Landes, seiner Natur und Kunstprodukte, der Menschen und Naturwelt zu erheben, und dies alles als ein zusammenhängendes Ganzes so vorzustellen, daß sich die wichtigsten Resultate von selbst, zumal durch die gegenseitige Vergleichung entwickelten,“ oder „die Erde und ihre Bewohner stehen in der genauesten Wechselverbindung und ein Teil läßt sich nicht ohne den anderen in all seinen Verhältnissen darstellen“ — Ratzel nannte ihn um dieser Formulierung willen den Vater der Idee vom Zusammenhang von Natur und Menschen — so traf sich diese Auffassung mit der Herders ebenso wie mit der These Treitschkes, daß der Staat „eine lebendige Persönlichkeit“ sei, und mit der klassischen Prägung Ratzels, daß „jeder Staat ein Stück Boden und ein Stück Menschheit darstelle“.

Die Formulierungen Treitschkes und Ratzels hatten dabei schon den Vorzug, über Grundauffassungen hinauszugehen. Sie waren, obwohl sie von verschiedenen Fragestellungen her kamen, bereits einheitliche, klare Prägungen der Begriffe Mensch und Raum. Wenn an Stelle der Wechselbeziehungen zwischen der Erde und ihren Bewohnern, an Stelle der lediglich wissenschaftlichen Erkenntnis, daß beide ein Ganzes bilden müßten, der Begriff des Staates gesetzt wurde, so war damit ein fester Boden gewonnen und der Weg gewiesen, auf dem man auf einer neuen Ebene das Problem Mensch und Raum anfassen konnte.

Damit war aber keineswegs das Problem Staat als solches gelöst. Die Erforschung des Staates als Gesamtbegriff in der ganzen Vielfalt seiner Beziehungen ist weder Sache der Geographie noch der Geschichtswissenschaft, diese Aufgabe obliegt den Staatswissenschaften. Und von der Auffassung der Staatswissenschaft jener Zeit aus gesehen, stellte der Staat als politisches Gebilde und der Staat als geographische Erscheinung zwei völlig voneinander getrennte Aufgabengebiete dar, obwohl eine kurze Überlegung zeigt, daß eine Synthese der beiden auch in staatswissenschaftlicher Auffassung in ihren Inhalten nicht nur möglich, sondern durchaus gegeben ist: Der Staat ist kein Ding an sich. Er ist als Träger der politischen Macht ein lebendiger Organismus. Er ist der Wahrer und Hüter der Lebensrechte des Volkes. Diese Lebensrechte aber können nur gewahrt werden, wenn im Volk und in der Staatsführung eine klare Vorstellung und ein lebendiges Wissen von dem Wesen des Staates nicht nur der geographischen und völkischen Eigenart, der Bedürfnisse, der Notwendigkeiten und Kräfte des

eigenen Landes und Volkes, sondern auch von der geographischen Sonderart und den Kräfteverhältnissen fremder Staaten in ihren Zusammenhängen vorhanden ist.

Daß immerhin ein Gefühl für eine geographische Ergänzung des staatspolitischen Denkens auf staatswissenschaftlicher Seite vorhanden war, daß man begriff, daß Unterlagen für die Beurteilung der eigenen wie der fremden Länder von der Wissenschaft der Geographie geliefert werden könnten und müßten, das zeigt ein Artikel Bluntschlis im deutschen Staatswörterbuch, den Ratzel in der Einleitung zu seiner politischen Geographie anführt. „Seit Ritter“, so heißt es dort, „die politische Seite der Geographie mit Aufmerksamkeit bearbeitet hat, wissen wir besser als zuvor den Einfluß der Bodengestaltung, der Physiognomie des Landes zu würdigen. Eine umfassende und unbefangene Untersuchung dieses Einflusses würde aber die politische Wissenschaft noch mit neuen Wahrheiten bereichern und die noch immer rätselhaften Wechselwirkungen von Volk und Landesarten vielseitig aufklären“.

Aber solche Bereitwilligkeit zu geographischer Einstellung war doch nur eine vereinzelte Erscheinung. Andererseits war, trotz der großen Fortschritte innerhalb der Geographie, gerade die politische Geographie noch wenig entwickelt. Sie war zu trocken, ihre Ergebnisse waren zu „starr aneinandergesetzt“, sie waren zu wenig aufgelockert und so fanden sie noch nicht den Widerhall und boten auch nicht den Anreiz, den sie an sich als zwingende Tatsachen hätten finden und ausüben müssen.

Es ist das Verdienst Ratzels, diese Lücke ausgefüllt und der politischen Geographie einen neuen Sinn gegeben zu haben, den geographischen Sinn, wie er es bezeichnete, „vergleichbar dem historischen Sinn, der gar nicht anders kann, als jede Erscheinung des Völkerebens, als Glied einer in die unergründliche Tiefe der Zeit hinabsteigenden Kette aufzufassen“. Aus dieser Auffassung heraus stellte er der Geographie die Aufgabe, von sich aus das Verhältnis zwischen Staat und Boden in vergleichender Weise zu erforschen. Er baute sein System so auf, daß die Geographie die Grundlage bildete, daß aber darüber hinaus auch die Verbindung mit der Soziologie, den Staatswissenschaften und der Geschichte gewährleistet blieb. Auf dieser Basis ergab sich dann gewissermaßen eine ganz neue Bestandsaufnahme der Begriffe Raum und Staat und zwar in der Art, daß die beiden Begriffe nicht „jeder für sich, sondern in ihren Wechselbeziehungen behandelt und auf allen Stufen ihrer Entwicklung als Organismen“ untersucht wurden.

Fast gleichzeitig mit den Untersuchungen Ratzels erschienen nun auch auf staatswissenschaftlicher Seite erneut das Problem Staat und Raum in der Diskussion. Man ging nur gewissermaßen von der umgekehrten Seite an das Problem heran, indem man zunächst die bestehenden Staatstheorien einer Kritik unterzog. Es bestand weithin, wenn auch nicht Übereinstimmung, so doch die Einsicht, daß die bestehenden Staatstheorien, die den Staat entweder nur von innen, von der Rechtsseite, oder nur von außen, von der Machtseite, her

ansahen, niemals von sich aus einen einheitlichen Staatsbegriff ermöglichen und daher das Wesen und die Macht des Staates niemals in seiner ganzen Größe in das Bewußtsein treten lassen könnten.

Aus der Welt der Theorie zu einer handgerechten praktischen Lösung wurde dieser Widerstreit der Auffassungen aber erst durch den Beitrag Kjellens geführt. Es mag wie ein Ausgleich erscheinen, daß Kjellen Staatswissenschaftler war, und daß er die These des Geographen Katzels aufnahm, dergemäß der Staat ein Stück Boden und ein Stück Menschheit darstelle, in Wahrheit also, als Ganzes gesehen, ein bodenständiger Organismus sei. Indem Kjellen in seinem politischen System dem Raumgedanken eine tragende Stellung zuwies, begründete er durch das Ineinanderfügen der beiden Seiten des Staates die neue Auffassung vom Staat, die sich von der einseitigen, nur auf das Spezielle zustrebenden Formulierung abkehrt und sich der ganzheitlichen Betrachtung der gesamtstaatlichen Funktionen zuwendet.

Um in diesem Sinne alle Seiten des Staates erfassen zu können, gliederte Kjellen den Staat in fünf Lebensbezirke, die die reichen und vielfältigen Lebensformen und Lebensäußerungen eines lebendigen Individuums erfassen und sinnvoll zu einem Ganzen zusammenfassen sollten: als Reich, als Haushalt, als Volk, als Gemeinwesen, als Herrschaftsobjekt, fünf Finger an einer Hand, wie er so richtig und praktisch erläutert, „fünf Finger, die im Frieden arbeiten und im Krieg kämpfen“. Den ersten dieser Lebensbezirke, der uns hier allein interessiert, die Lehre vom Staat als Reich, nannte er Geopolitik und formulierte dafür die folgende Definition: „Die Lehre vom Reich oder Geopolitik ist die Lehre vom Staat als geographischem Organismus, als Erscheinung im Raum, als Land, als Territorium, als Gebiet. Der Staat ist darnach an die Scholle gebunden, er zieht seine Nahrung und Existenz aus dem Boden, er kann diesen Boden nicht wechseln, ohne seinen Charakter als Staat zu verlieren. Er kann über den Raum hinausgreifen, aber bei Verlust oder Niederlage zieht er sich auf sein Territorium zurück. Er ist der dem Menschen unentbehrliche Teil seiner Existenz.“

Durch die Verschmelzung des räumlichen und politischen Elementes war so die Grundlage für die Staatstheorie geschaffen, auf der die organische Staatslehre aufbaut. Darüber hinaus war aber auch, durch die Synthese der beiden Elemente, der Blick auf jene dynamischen Kräfte und auf jene Beziehungen gelenkt, die zwischen Raum und Mensch gehen, die dem Raum innewohnen, die dem Menschen innewohnen, und die fördern und hemmen oder fördern und vorwärts treiben. Der vergleichenden Betrachtung dieser Beziehungen auf geographischer, geschichtlicher und staatswissenschaftlicher Grundlage war dadurch im Sinne Katzels eine reale Unterlage gegeben.

Die Frage war aber nun, von welchem Arbeitsgebiet auszugehen war, um diese Wechselbeziehungen in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, in Ursache und Wirkung untersuchen zu können, ob von der Staatswissenschaft oder der Geographie her, oder ob es nicht vielmehr erforderlich und möglich war, eine eigene und selbständige Disziplin aufzubauen, so wie es schon A. Zett-

ner verlangt hatte und im Sinne Kjellens mit der Bezeichnung Geopolitik bezeichnet wissen wollte.

Nun beruhte die These Kjellens wohl zu einem großen Teil auf der Katzelschen Gedankenführung, also auf geographischer Grundlage. Es erschien aber doch fraglich, ob die Geographie als Raumwissenschaft, welche „die verschiedenen Räume und Örtlichkeiten, die irdische Erfüllung der Erdräume, Erdteile, Länder, Landschaften“ als solche zu behandeln hat, in der Lage war, auch diese neue Erweiterung noch in sich aufzunehmen, so majestätisch und aufnahmefähig ihr Gebäude auch sein mag. Gerade dieser Gesichtspunkt war ja schon bei der Eigenentwicklung der Politischen Geographie maßgebend gewesen, er mußte um so dringlicher erscheinen bei einem Wissensgebiet, das sich, wenn auch auf geographischer Grundlage, doch stärker den politisch-dynamischen Kräften geographischer Gegebenheiten zuwenden wollte, wobei es nicht darauf ankam, den politischen Status der Staaten festzustellen, sondern die Wechselbeziehungen zwischen Raum und Staat in ihrer Auswirkung zu erfassen und auszuwerten.

Andererseits trat in den Untersuchungen Kjellens der geographische Einschlag in dem Augenblick stark zurück, indem die Ergebnisse und Feststellungen, die er als Geopolitik bezeichnete, als ein Teil des Gesamtsystems in den ursprünglichen Zusammenhang seines politischen Systems zurückgeführt wurde. Kjellen selbst hatte die Geopolitik ja als einen Teil der Staatswissenschaft reklamiert und gekennzeichnet.

In ihrem Hauptinhalt lag aber, wenn man die aufgezeigte Entwicklung über Ritter, Herder, Treitschke, Katzels überblickt, eine so starke Eigenkraft, Kjellen selbst hatte ihr so weitgehend den Sinn einer Bewegungslinie gegeben, daß sie, über ihre Teilbestimmung hinausgewachsen, im Grunde eine eigene Aufgabe geworden war, die auch innerhalb der Staatswissenschaften nicht voll ausgeschöpft werden konnte. Die Geopolitik war so auf einen eigenen Weg gewiesen. Wie schwierig und mühselig es war, zur Synthese von Mensch und Raum zu kommen, zeigte der kurze Überblick. Der Ausbau des Weges und die Festigung der gewonnenen Einsicht wird ebenfalls nur durch sorgfältige und sorgsame Arbeit gelingen. Die geopolitische Idee selbst hat sich als tragfähig und eigenständig erwiesen, diese Voraussetzung kann als erfüllt angesehen werden.

Wie baut die Geopolitik auf diesem Untergrund nun weiter, welches ist ihr Arbeitsfeld?

Man muß, um diese Fragen zu beantworten, von den beiden tragenden Grundgedanken ausgehen, so wie sie in den Formulierungen Katzels und Kjellens fundiert sind: „Jeder Staat ist ein Stück Boden und ein Stück Menschheit“ und „die Geopolitik ist die Lehre vom Staat als geographischem Organismus, der Staat ist der dem Menschen unentbehrliche Teil seiner Existenz“. Zwei Formulierungen, die sinngemäß das gleiche besagen, von denen aber die zweite doch deutlicher als die erste neben die Feststellung die Beziehung setzt, indem sie Mensch und Raum als miteinander verbunden, voneinander abhängig und aufeinander angewiesen erklärt. Der Begriff Geopolitik will, soweit eine Wortbildung zu solcher Aufgabe befähigt ist, diesen

Sachverhalt zum Ausdruck bringen. Geopolitik ist zusammengesetzt aus G \ddot{a} , Erde und Politik. Geopolitik will die Zusammenhänge klären, die zwischen der Erde und den politischen Vorgängen auf der Erde bestehen, oder anders gesagt, sie will versuchen zu erklären, inwieweit die Erdverhältnisse einwirken auf das Zustandekommen und auf den Verlauf politischer Vorgänge.

Diese Deutung klärt auch das Verhältnis und den Anteil der Geopolitik gegenüber der Geographie. Geographie und Geopolitik haben in ihrem Wortbegriff den gleichen ersten Bestandteil: G \ddot{a} , Erde. Die zweiten Begriffe aber führen auseinander. Sie zeigen die getrennte Aufgabe. Sache der Geographie ist es, die verschiedenen Erdräume, Länder und Landschaften in ihrer räumlichen Erscheinung zu untersuchen, darzustellen und zu beschreiben — die politische Geographie hat dieselben Aufgaben hinsichtlich der politischen Verhältnisse der Staaten —, Sache der Geopolitik dagegen, die Beziehungen aufzusuchen, die zwischen den geographischen und politisch-geographischen Tatsachen und dem durch den menschlichen Geist bedingten Kräftepiel im politischen Handeln bestehen. Wenn also, um ein Beispiel zu nehmen, die politische Geographie die Wege des Luftverkehrs, die Dichte des Verkehrsnetzes, die Flugleistung usw. feststellt, so ist es Aufgabe der Geopolitik zu untersuchen, welchen Einfluß der Luftverkehr auf politische Vorgänge und Entwicklungen hat, welche Vorteile oder Schwierigkeiten für die vom Luftverkehr berührten Länder daraus entstehen, welche Rückwirkungen auf die Politik der Länder oder für die politische Stellung anderer Länder im Zusammenhang damit sich ergeben können.

Der Begriff des Raumes steht bei allen geopolitischen Untersuchungen dabei natürlich im Vordergrund. Die geopolitische Fragestellung gilt aber wiederum nicht so sehr dem Raum als Erscheinung, etwa im Bau, in der Gliederung seiner Oberfläche, in seiner Ausstattung, in seinen Bodenschätzen, in seinem Klima, als vielmehr der Auswirkung dieser Gegebenheiten. Das Problem der Raumvorstellung, des Wechsels der Raumvorstellung, die Begriffe des Raumgefühls, des Lebensraumes, der Raumüberwindung und ihrer jeweiligen Auswirkungen auf den Menschen und sein politisches Handeln sind Gegenstand ihrer Betrachtung. Immer und überall ist der Mensch raumbedingt und raumabhängig. Das Meer z. B., die Ebene, das Gebirge, die Steppe bedingen jedesmal eine andere Raumvorstellung, sie stellen an ihre Bewohner verschiedene Aufgaben, sie bedingen aber auch eine andere Lebensführung und eine andere politische Haltung. Wesen und Denken der Menschen wird durch die Verschiedenartigkeit des Raumes in eine ganz bestimmte Richtung gewiesen. Die Gegenüberstellung eines Nomaden und eines Bauern auf fruchtbarem Boden charakterisiert vielleicht am unmittelbarsten den Gegensatz in der Raumvorstellung und in der Raumnutzung. Der Kampf, den der Nomade der Wüste um die so seltene Wasserstelle zu führen hat, die Einseitigkeit der Ernährung, das stete Wanderleben schaffen einen Menschentyp, der grundverschieden von dem des sesshaften Ackerbauers ist. Der Mensch, der an der Küste oder auf einer Insel wohnt, ist wieder anderen Bedingungen unter-

worfen. Er sucht und findet den Weg nach anderen Küsten und Inseln. Die Weite des Meeres, das Gefühl der Überlegenheit über die Gewalt des Meeres befähigt ihn viel mehr zu politischem Handeln, zu weitausgreifendem Planen als den in kleiner Raumvorstellung lebenden Bewohner des Gebirges. Das rührt natürlich keineswegs an die geistigen Qualitäten der einzelnen Gruppe, die andere Raumvorstellung bedingt nur eben die andere Betätigung. Wenn die Aufgaben eines Raumes wachsen oder wenn sie mit anderen, fremden Rauminteressen zusammenstoßen, kann sich andererseits ein völliger Wechsel ergeben. Wie schnell sind z. B. die deutschen Kaiser des Mittelalters, insbesondere die Hohenstaufen, von kontinentaler Einstellung zum Weltreichsbegriff hinaufgewachsen, der das ihnen an und für sich fremde Meer zum Mittelpunkt großartigen politischen Planens werden ließ. Nichts zeigt aber auch deutlicher als dieses Beispiel die Raumbedingtheit und die Fehler, die das Vergessen des Gefühls für diese Bedingtheit zur Folge haben können.

Überlegungen solcher Art führen zu einer sehr wichtigen Seite geopolitischer Arbeit, die R. Haushofer einmal so umrissen hat: „Es gibt gerade für die vom Raum minder begünstigten Volksstaaten wie den deutschen kein anderes Mittel, sich darin zu behaupten, als die bewußte Überlegenheit des Blutes durch erhöhte Beherrschung des Raumgedankens und der mit ihm kämpfenden fremden Raumideen und Rassen herbeizuführen, also durch gesteigerte Kenntnis der Wissenschaft vom Raum, durch die allein gewisse, aus Unzulänglichkeiten des Raumes stammende Instinktfehler ausgeglichen werden können.“

Die Aufgabe, die hier angedeutet ist, zielt darauf ab, den Triebkräften und Beweggründen nahezu kommen, aus denen heraus das Handeln des einzelnen wie eines Volkes begriffen werden kann, mit anderen Worten, den Kräften nachzuspüren, die aus rassistischer Veranlagung wirksam werden, wobei die Frage besonders wichtig ist, welche Kräfte in Verbindung mit dem Raum ausgelöst werden und nach welcher Seite hin diese Kräfte überwiegen. Die Voraussetzungen dazu liegen hier natürlich schwieriger als bei der Untersuchung der Raumprobleme. Immerhin kann als gegeben davon ausgegangen werden, daß der Mensch immer versucht hat und versuchen wird, den Raum, auf dem er lebt, zu bezwingen, seine Kräfte sich untertan zu machen, daß er aber auch seinerseits in diesem Kampf mit dem Raum so stark mit ihm verwächst, daß er gewissermaßen ein Teil von ihm wird, ja, daß dieser so zugekommene Teil stark genug ist, um als Gegengewicht gegen die rechnende und berechnende Vernunft aufzutreten. Fest steht ferner, daß der einzelne wie eine ganze Gruppe sich weitgehend von dem Raum lösen können, der einen Teil ihres Wesens geprägt hat, daß er aber nie die Grundkräfte verändern kann, die Rasse und Raum in ihm zu einer Symbiose werden ließen. So haben die alten Griechen ihr nordisches Bauererbe nie ganz verwischen können. Als sie an das Meer kamen, haben sie wohl von Kretern, Phöniziern und den Inselbewohnern die Seefahrt gelernt, sie gerieten aber nie in den Händlertypus ihrer Lehrmeister. Wenn sie über See gingen, wurden sie

immer zuerst Siedler, Kolonisten, die nie vergaßen, Erde und Feuer der Heimat mitzunehmen.

Die Denkschrift der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik nimmt solche Gedankengänge auf, wenn sie sagt: „Die Verwurzelung eines Volkes mit seiner Heimat, seinem Erdboden nachzuweisen, ihre Kraft im politischen Leben zu beobachten, ist Aufgabe der Geopolitik. Die Geopolitik vertritt den Grundsatz, daß jede Politik, die den in Blut und Boden liegenden Kräften und Strebungen, ihren Vorzügen und Mängeln nicht in entsprechender Weise Rechnung trägt, einen falschen Weg geht. Die Gelegenheiten der gekennzeichneten Art müssen klar erkannt werden, aus ihnen ergeben sich die Möglichkeiten und Notwendigkeiten sowie die Methoden politischen Handelns in ihren Grundzügen von selbst. Das soll nicht heißen, daß die politisch handelnde Persönlichkeit zum willenlosen Werkzeug außerpersönlicher Mächte wird. Es heißt nur: es geht nicht an, diese Gelegenheiten und Kräfte zu übersehen.“

Um zu so weitgesteckten Zielen zu kommen, genügt es nun aber natürlich nicht, nur einen großen Rahmen aufzuzeichnen. Um die politisch wirksamen Kräfte erkennen zu können, muß man sie da auffuchen, wo ihr Ausgangspunkt ist, wo sie von jedem erkennbar sind. Es ist dabei eine Frage der Methode, ob man mit dem räumlichen oder dem menschlichen Element beginnt, beide sind ja kaum zu trennen, oder ob die Prüfung der Beziehungen vom engen oder vom weiten Raum ausgeht, wenn nur das Endziel gesichert bleibt, daß die Elemente Mensch und Raum bis zu ihrer tiefsten Verbundenheit aufgesucht werden, um Pflicht und Anspruch, den beide stellen, soweit es in menschlicher Berechnung liegt, erfüllen zu können.

Der beste Lehrmeister ist ohne Zweifel der eigene Lebensraum. Wer immer nur am Rande sich mit seiner Heimat beschäftigt hat, muß immer aufs neue überrascht sein über die Fülle der Beziehungen, die nur ein kleiner Teil ausstrahlt und aufsaugt. Dringt er aber tiefer und weiter in die geographischen, geschichtlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse und Beziehungen, so wird er auch auf die Kräfte stoßen, die in jenen Beziehungen lebendig und rege sind, sie verflechten und bestimmen, verwurzeln oder lösen. Er wird als Einzelerkenntnis für sich und seine Umgebung begreifen, daß er kein fluktuierendes Etwas ist, sondern ein Glied in der Kette der vielen, die vor ihm auf demselben Boden gelebt, Kraft und Leben aus diesem Boden gewonnen haben.

Von der Heimat geht auf der gewonnenen Grundlage der Blick von selbst in das größere Vaterland, zu den größeren Begebenheiten. Der größere Raum eröffnet neue Perspektiven. Das kleinere Schicksal der Heimat kommt mit einem größeren in Verbindung, mit dem des Volkes und des Staates. Das Element des Politischen tritt zu der vielfältigen Struktur des größeren Raumes. Eine Fülle von Fragen taucht auf. Welche Kräfte sind in dem großen Raum wirksam? Wie wirken die verschieden ausgestatteten Räume aufeinander? Wie kommen sie zur Einheit? Wohin gehen die Tendenzen des großen Raumes? Wer sind die Nachbarn und welches sind ihre Tendenzen? Worin liegen die Unterschiede in räumlicher und völkischer Beziehung und wie wirken sich diese Unterschiede aus?

Man sieht hier den Punkt, wo der Begriff des politischen Machtspiels beginnt. Urplötzlich steht der Kampf um den großen Lebensraum vor Augen, in den jeder hineingezogen wird, dem sich keiner entziehen kann. Die Geschichte des deutschen Volkes erzählt von unzähligen Kämpfen, von Auf- und Niedergang, von stolzer Höhe und schwerem Zusammenbruch. Die Fragen drängen sich auf, warum und wo? Warum ist der deutsche Raum so oft der Tummelplatz fremder Heere, fremden Machtspiels geworden? Wo haben sich die Hauptkämpfe abgespielt? Warum ist das deutsche Volk so oft in die Höhe geschritten, warum hat es so schwere Rückschläge erlitten? Fragen, die über die Geographie, die Geschichte, die Rassen und Volkstumskunde durch die Geopolitik zu beantworten sind. Fragen, die auf Antwort warten, um den Gefahren, falls sie sich in einer alten oder neuen Form wiederholen — und sie wiederholen sich immer — begegnen zu können.

Doch damit ist die Fragestellung nicht zu Ende, das alles bezog sich ja nur auf das eigene Vaterland. Die Geschichte eines Landes ist aber immer zugleich ein Teil der Geschichte seiner politischen Nachbarn, um einem Wort Katzels zu folgen. Und da bleibt der Blick zunächst an der Grenze haften. Die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit, die Zerreißen und Zerflüftung unserer Grenzen, der Kampf im Osten und Westen um ihre Erhaltung und Festigung sind in noch so frischer Erinnerung, daß die Dringlichkeit des Grenzproblems wohl nicht erwiesen werden muß. An der Grenze ringen Menschen und Ideen um den Besitz des Raumes selbst und um Macht- und Herrschaftsanspruch über den Grenzraum hinaus. Die Geschichte der Grenzen ist weithin immer die Geschichte auch des Landes. An der Grenze treten fremde Macht Tendenzen am klarsten in die Erscheinung, dort spielt sich der Volkstumskampf am unverhülltesten ab. Der Grenzraum wird an der Grenze gewonnen und verloren.

Ein weites Feld eröffnet sich hier geopolitischer Forschung. Probleme grundsätzlicher Art und aktueller Bedeutung verlangen Prüfung, Durcharbeitung und Klärung. Da drängt sich in erster Linie das ewig wechselnde Kräftepiel zwischen kontinental und maritim bestimmten Völkern auf. Ob Hunnen, Araber oder Mongolen gegen die maritimen Randländer anstürmten, oder ob von den Randländern die Normannen, die Niederländer, die Engländer, die Franzosen auf kontinentale Räume übergriffen, ob der Kampf ums Dasein, der Kampf um neuen Lebensraum, oder einfacher Machtanspruch bestimmend waren, immer im Ablauf der Geschichte erscheint dies Motiv als einer der großen Antriebe im Weltgeschehen. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen so elementare Bewegungen, wie sie sich im fernen Osten oder im Vorderen Orient abspielen, gewinnt die ganze russische Geschichte den Wert einer geopolitischen Anschauungslehre.

Immer werden die Auseinandersetzungen der Menschen an gewissen Stellen und Punkten eines Raumes besonders heftig aufeinander prallen, immer werden gewisse von der Natur gezogene Linien, seien es Flüsse, Pässe, Gebirgspforten oder Meerespforten im politischen Kräftepiel der Völker ihre Bedeutung behalten. Rhein und Donau, um nur zwei wichtige Kraftlinien herauszuheben, sind um ihrer politischen und

strategischen Werte willen immer umkämpft worden, nichts wird sich daran ändern, nur die Form des Kampfes wechselt, die Methode, nie aber das eigentliche Ziel. Es ist nicht nur interessant, das weltpolitische Geschehen unter geopolitischen Gesichtspunkten zu sehen, es ist eminent wichtig, es so zu sehen. Der Blickpunkt wird nüchterner, aufmerksamer, schärfer gegenüber dem so komplizierten menschlichen politischen Spiel.

Das ist besonders dort wichtig, wo es sich um Interessenkämpfe handelt, die wirtschaftlicher Natur sind, die um den Besitz von Eisen und Kohle, Erze, Petroleum, Baumwolle, oder was es immer sei, sich entspinnen, die aber außerdem irgendwie mit rassistischen oder weltanschaulichen Motiven verknüpft sind. In solchen Fällen wird immer auch die Frage auftauchen, was sich stärker erweist, die materielle oder die geistige Seite. Es ist nicht der Anspruch geopolitischer Arbeit, solche Fragen letztlich entscheiden zu wollen, aber es ist ihr Vorteil und bei ihr liegt die Möglichkeit, zur Aufhellung und Lösung beizutragen.

In solchen Rahmen etwa ist das Arbeitsfeld der Geopolitik eingespannt. Ein Aufriß dieser Art kann nur

ein paar Grundlinien aufzeigen, um Wesentliches herauszuheben und um Abgrenzung und Sonderart der Aufgabe zu umreißen. Wesentlich ist die Feststellung, daß alle Geschichte und alles Geschehen wie alle geographischen Gegebenheiten nur dann Leben und Gestalt gewinnen, wenn die Beziehungen lebendig gemacht und gefunden werden können, wenn offen wird, wie der Mensch in stetem Planen, in unermüdlichem Schaffen aus dem Raum und auf der Grundlage des Raumes dem politischen Kräftespiel Ziel und Wegrichtung zu weisen versucht und zu weisen vermag. Diese Kräfte aufzusuchen, um sie zur Abwehr einzusetzen und zur Förderung des Staatsganzen nutzen zu können, ist Aufgabe der Geopolitik.

Geopolitische Arbeit ist weitreichend, umfassend und verantwortungsvoll. Geopolitische Beziehungen feststellen, heißt zumeist Werturteile aussprechen. Das erfordert exakte wissenschaftliche Arbeit. Nichts ist für den einzelnen wie für die breite Wirkung gefährlicher als Dilettantismus, als Kombination, die nicht auf wissenschaftlicher Grundlage beruht. Wird Geopolitik aber verantwortungsbewußt betrieben, so dient sie dem hohen Ziel, „Rüstzeug zum politischen Handeln zu liefern und Wegweiser im politischen Leben zu sein“.

Werner Grumpelt Robert Hohlbaum.

Wenn ich mein Leben und Arbeiten von der runden Station des Fünfzigers aus überblicke, so ergibt sich trotz allem Irren und Fehlen im Einzelnen und Physischen doch eine große Folgerichtigkeit, eine harmonische Bindung zwischen Leben und Schaffen, die ich ideell auf einen Urquell zurückführen darf, das bestimmende Erlebnis meiner Jugend, das Grenzlanderlebnis. Das ist es wohl, was mich in aller Not und Unklarheit des äußeren Lebens in der Heimat immer das heilende Land finden ließ, daß in ihr der Punkt liegt, von dem aus ich meine bescheidene Welt bewegen kann.“

Mit diesen Sätzen aus seiner vor kurzem erschienenen Selbstbiographie „Mein Leben“ legt Robert Hohlbaum den Standpunkt fest, den ein Betrachter, der ihm gerecht werden will, einnehmen muß, und von dem aus der Zugang zu dem eigentlichen Wesen und Wollen des Dichters vielleicht am leichtesten zu finden ist. „Meine Heimat“, so schrieb er selbst einmal, „ist das deutsche Sudetenland, das schlesische Altvatergebirge. Es unterscheidet sich vom mitteldeutschen Berglandstypus nicht wesentlich, nur durch seine Bergheiden, die sich kilometerweit erstrecken und eine herrliche langdauernde Schau gewähren. Im übrigen aber hat es etwa mit Thüringen große Ähnlichkeit. Deshalb fühle ich mich in diesem Lande wie daheim, und seine

Bewohner stehen mir nahe wie Brüder. Aber eines gibt meiner Heimat, meinem Heimatlebnis, die Sonderstellung, es ist Grenzland. Wem das Grenzlanderleben fehlt, dem kann man's nur schwer erklären. Es ist doppeltes Festklammern an die Scholle und doppeltes sehnüchziges Träumen ins weitere Vaterland. Immer war meine Heimat Grenzland, auch in den Tagen der österreichischen Monarchie. Ich zählte immer zu jenen, denen dieses Völkergemengsel nichts bedeutete, denen das größere Vaterland alles war. Und heute, da die Heimat unter tschechischer Gewaltherrschaft steht, ist die Liebe zu ihr nichts als schmerzvolle, ins weite Vaterland strebende Sehnsucht geworden. Aus diesem Grunde bedeutet uns Grenzlanddichtern die Heimat nicht Enge, sondern Weite.“

Ein Weg aus der Enge deutsch-österreichischer Probleme in die Weite der Gestaltung gesamtdeutschen Schicksals war der künstlerische Entwicklungsgang unseres Dichters. Hat er früher gesungen:

„Die Feinde haben gerichtet Herrn Gernöt mit giftigem Speer,
sie haben die Jugend vernichtet des blühenden Giselhert,
sie fällten den grimmen Sagen und Gunthers Macht zerrann,
sie haben die Lieder erschlagen Volker, dem Fiedelmann.“

Und so ist's immer gewesen. Es litten die alten Not viel Kecken auserlesen und starben den Nibelungentod. Doch keinem ist er geklungen ins Herz der verzweifelte Leich von den sterbenden Nibelungen, den Deutschen in Österreich.“ —

so erklangen schon in dem jungen österreichischen Artillerieoffizier an der Gebirgsfront gegen Italien die Verse, die in klarer Linie sein Schaffen bis auf den heutigen Tag umreißen:

„Zweitausend Meter über der Welt
bin ich auf einsame Wacht gestellt.
Und wenn uns Feindestücke umgarnt,
bin ich der erste, der ruft und warnt.
Herrgott, kehre ich wieder zurück,
laß mir dies stolze, einsame Glück,
stelle mich hoch über Nacht und Tag,
auf daß ich sehen und warnen mag,
wenn ein verborgener Feind umkreist
deutsche Lande und deutschen Geist!“

Damit sind wir auch gleich bei dem zweiten, das für Zohlbaums Entwicklung bedeutungsvoll war, dem Kriegserlebnis.

„Der Krieg“, sagt er selbst, „hat ja nicht nur in mein Leben einen großen Einschnitt gerissen. Es ist natürlich müßig, darüber nachzudenken, wie alles gekommen wäre, wenn... Ich glaube allerdings, daß ich ohne das schwere Erleben in einer technischen und fabulierenden Oberflächlichkeit versandet und nicht auf die künstlerische Höhe gelangt wäre, die ich heute — bei aller kritischen und nüchternen Betrachtung der Sachlage — einnehme“.

Neben dem Grenzland- und Kriegserlebnis war das des Waffenstudententums lange Zeit von großer Bedeutung für den Dichter, was in vielen seiner Romane und Novellen zum Ausdruck kommt. Denn der am 28. August 1886 in Jägerndorf (Schlesien) Geborene war, nachdem er die Realschule seiner Vaterstadt und das Gymnasium der Landeshauptstadt Troppau besucht hatte, nach Graz gegangen und Burschenschaftler geworden.

Darum ist auch sein Erstling „Der ewige Lenzkampf“ (1912) ein Studentenbuch. Es erschien jedoch erst, als er in Wien sein Studium der Germanistik und Literaturgeschichte mit dem Dr. phil. beendet hatte und Bibliothekar an der Wiener Universitätsbibliothek, wo er heute noch tätig ist, geworden war.

Die fünf Novellen des Bandes werden durch eine Rahmenerzählung zur Einheit und schildern das studentische Leben vom Auszug der Prager Studenten nach Leipzig bis zum Jahre 1848 und den Kämpfen der deutschen Studenten in Prag vor dem Weltkriege. Eine von ihnen, „Der sterbende Cato“, ist nicht nur deshalb bemerkenswert, weil sich Zohlbaum noch heute zu ihr bekennt, obwohl er seinen früheren Werken gegenüber sonst der strengste Richter ist, sondern auch, weil sie als erste Künstlernovelle Robert Zohlbaums gleichzeitig mit und unabhängig von Molos Schillerroman entstand und damit beweist, daß Zohlbaum nicht zu dessen Nachläufern gehört, sondern aus Eigenem den Weg zu dieser Gattung von Novellen fand, noch ehe es Mode wurde. Doch auch sonst finden sich in dem Werk die Keime zu vielem, was erst in

späteren Schöpfungen ausreifte. Es ist schon ein echter Zohlbaum, und deshalb ist es zu begrüßen, daß das Buch jetzt unter dem Titel „Die Prager“ in einer Neuausgabe erschienen ist.

Auch schon vor dem Weltkriege, im Jahre 1914, erschien der erste Roman des Dichters „Österreicher“, dem sich 1918 der wesentlich leichtere und in kurzen Urlaubswochen hinter der Front entstandene Roman „Das Vorspiel“ anschloß. Beide Werke spielen in Österreich und sind, obwohl sie uns in die Jahre 1859 bis 1866 führen, politische Gegenwartsromane; denn, wie Zohlbaum jetzt selbst feststellt, lebten seine „Österreicher“ „nur scheinbar im Jahre von Königgrätz, in Wahrheit kurz vor dem Weltkrieg“. Der wachsende Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen steht wie eine Wetterwolke drohend im Hintergrund beider Werke. „Österreicher“ ist auch vor allem Heimatbuch, das die Kriegserlebnisse Freiwaldaus schildert.

Wiederum in die Heimat führt uns „Grenzland“ (1921), eine der ersten Schilderungen deutscher Volkstumsnot überhaupt, die den Namen Robert Zohlbaum zum ersten Male weiteren Kreisen bekannt machte.

Hier erleben wir, wie das deutsche Sudetenland verlorenging, als Österreich zusammenbrach, und welche Schuld viele der Deutschen jenes Gebietes selbst an dem schweren Schicksal haben, das sie heute tragen müssen. Es ist ein Klage lied um die verlorene Heimat: „Ich habe mir das alles, das erste Grauen, den ersten Schmerz, losschreiben müssen in einem künstlerisch schwachen Buche, das auch sachlich als der erste Grenzlandroman nach dem Kriege das Vorläuferdasein des ‚Zu früh‘ erlebte.“

Sieben Jahre später, als den Dichter schon ganz andere Probleme bewegt hatten, veranlaßte ihn die Not eines anderen Teiles des altösterreichischen Grenzlandes, des deutschen Südtirol, nochmals den politischen Schauplatz zu betreten. Damals schuf er den Roman aus Südtirol „Das Paradies und die Schlange“ (1928). Von denkbar weitesten Gesichtspunkten aus erfaßt er sein Problem: „So ist bisher kein Volk der Erde gequält worden, keinem hat man das letzte, das allerletzte Recht geraubt, in der Sprache der Mutter zu sprechen und zu beten! Deshalb ist die Südtiroler Frage ein Typus, wächst sie weit über die Bedeutung eines nationalen Einzelfalles hinaus, ist sie eine Welt-, eine Menschheitsfrage geworden... Dieses Buch will seinen Teil dazu beitragen, Deutschland davor zu bewahren, daß es ein ‚Volk ohne seelischen Raum‘ werde.“

Die auftretenden Menschen sind Typen, in denen sich Seele und Wesen des südlichen Landes in ihrer ganzen Vielseitigkeit offenbaren. Künstlerisch und sprachlich steht das Buch auf großer Höhe, ein Stück vom Zauber des Südens ist darin eingefangen.

Die Reihe der politischen Romane aus Österreich fand mit „Zukunft“ (1922) ihren Abschluß. Was dieses Buch trotz seiner Schwächen wertvoll macht, ist das heiße Bemühen Robert Zohlbaums, damals schon, so kurz nach dem Kriege, neue Wege zu weisen, eine Brücke zu schlagen über den Abgrund der Zeit „vom gestern zum morgen, von Sehnsucht zur Tat!“ Der Dichter selbst hat sich damit wohl innerlich freigemacht für die größeren Aufgaben, die seiner harreten. Doch

wird er dabei schon zum ernststen Mahner und legte den Finger auf manche offene Wunde, die sich im neuen Deutschland erst in den letzten drei Jahren geschlossen hat.

Als eine solche Mahnung muß man auch den Roman „Das klingende Gift“ (1930) ansehen, um ihn leichter in die klare Linie von Hohlbaums Schaffen einordnen zu können. Er führt uns in eine Zeit, die in Deutschland heute zum Glück überwunden ist, in den Kampf der Geister innerhalb des Volkes, den Kampf zwischen Maschine und Geist, Seele und Geschäftstüchtigkeit, und setzt dagegen die ernste Lehre, daß sich die Kunst und vor allem die Musik nicht an Zeitströmungen verlieren darf, sondern Wege weisen soll darüber hinaus in eine verklärte höhere Wirklichkeit.

Die Handlung ist sehr einfach und verläuft in ruhigem Fluß, es gibt keine großen Spannungen und Verwicklungen, durch seine Gestalten — zumeist Charaktertypen — wächst der Roman aus der Einmaligkeit heraus, und es erscheint möglich, daß er sich auch in jeder anderen Stadt abgespielt haben könnte, nicht nur in Wien. Über allen Gestalten aber schwebt unsichtbar, doch deutlich zu fühlen als die bestimmende Macht, die Musik, die Robert Hohlbaum einmal selbst gewissermaßen den einzigen Helden des Werkes nannte. Durch seine Gattin, eine ausgezeichnete Pianistin und Gesangspädagogin, übt diese Kunst ja auch einen großen Einfluß auf das Schaffen Hohlbaums aus, wie uns bei dem Novellenband „Simmliches Orchester“ noch klarer werden wird.

Deutlicher noch als in den Romanen kommt in den Gedichtbänden zum Ausdruck, welche tiefe, innere Wandlung sich in Hohlbaum durch das Erlebnis des Krieges und seiner Folgen vollzog, und zwar vor allem in „Deutsche Gedichte“ (1916) und in „Über alles in der Welt. Gedichte eines Sudetendeutschen“ (1921), dem lyrischen Gegenstück zu „Grenzland“. Völlig untertan aber ist ihm die Versform erst in der Sonettenfolge „Deutschland“ (1923) und dem Balladenzyklus „Vaterland“ (1925), zwei Werken, die Karl Alexander Wilke mit schönen Bildern ausstattete und die leider noch immer viel zu wenig bekannt sind. Die 30 Sonette und die 16 epischen Stücke führen durch die ganze deutsche Geschichte und lassen jedem Leser allen Reichtum vor die Seele treten, der mit den Worten Vaterland und Deutschland umschrieben ist.

Deutlich zur Zeit des Überganges und der Vorbereitung gehört der Roman „Die Amouren des Magister Döderlein“ (1920), das erste Buch, das Hohlbaum nach dem Weltkrieg schrieb. Es handelt von einem Manne, der für viele Amouren lebte und für die letzte starb, fürs deutsche Vaterland, und ist Vorklang für vieles, was später breiter ausgeführt wurde, sogar Gestalten, die in „König Volk“ eine Rolle spielen, tauchen hier schon auf.

Der eigentliche Robert Hohlbaum mit der ganzen Größe seines Wollens, der weiterleben wird in der Geschichte der deutschen Literatur, offenbart sich aber doch erst in der Romandreiheit „Frühlingssturm“: „Die deutsche Passion“ (1924), „Der Weg nach Emmaus“ (1925), „Die Pfingsten von Weimar“ (1926). Alles, was er vorher an Romanen schuf, wird dem gegenüber zur Vorstufe. Hier endlich fand er sich

selber und wurde der, der er noch heute ist: „ein Seher, der rückwärts blickend vorwärts schaut.“

In den Romanen wird das deutsche Werden vom Ausgang des Dreißigjährigen Krieges bis zur Goethezeit dargestellt, und das Schicksal von vier Generationen erfüllt sich vor unseren Augen. Es sind Männer aus dem Volke, nicht ausgezeichnet durch besonderen Reichtum oder hohen Stand und überragende Geistesgaben, Männer wie die Millionen, deren Namen kein Geschichtsbuch nennt, aber Menschen, ganze Menschen, denen nichts erspart bleibt und denen nichts fremd ist, und dazu sind es deutsche Männer. Sie stehen aber als Hauptgestalten nicht losgelöst und allein um ihretwillen, sondern eingefügt in den lebendigen Volkskörper, und so wird mit ihnen die ganze Zeit, in der sie lebten, ihre Welt lebendig. Eine solche Stoffbehandlung sprengt natürlich die Romanform, und die Werke wachsen darüber hinaus zu Prosaeppen an. Wenn Rob. Hohlbaum auch von der Höhe seiner heutigen Entwicklung aus meint, damals sei seine Kraft noch zu gering gewesen, „um dieser Riesenaufgabe — ein Geistesbild zweier Jahrhunderte zu geben — gerecht zu werden“, so muß man doch feststellen, daß die drei Werke Gipfelpunkte seiner Entwicklung darstellen, über die er nur inzwischen hinausgewachsen ist.

Die große Linie der Dreiheit erreicht das nächste Werk „Die Raben des Kyffhäuser“. Der Roman der Burschenschaft und ihres Zeitalters“ (1927) nicht ganz, da die Fülle der Einzelbilder nicht bis ins Letzte gebündigt und zur Einheit verschmolzen erscheint. Wollte man den Inhalt des Buches schildern, müßte man einen Abriß der deutschen Geschichte zwischen 1813 und 1848 geben. Große Ereignisse, wie das Wartburgfest von 1817, das Hambacher Fest und der Frankfurter Wachsturm sind glücklich in die Handlung verwoben, und die Tat Ludwig Sands, unter dem Einfluß Karl Follens, erscheint in besonderer Beleuchtung. Aber all das ist nur Hintergrund für allgemein menschliche Erlebnisse, und dadurch wird das Buch auch mehr, als nur ein Studentenroman, der es vielleicht auf den ersten Blick zu sein scheinen könnte. Wir sehen, daß der Weg zu der ersten gemeindeutschen Erfüllung alter Sehnsüchte im Jahre 1848 nicht nur durch die Entwicklung der Verhältnisse geebnet wurde, sondern daß jeder von denen, die sie erstrebten, mithelfen mußte auf seine Art, und daß das Wort wieder Wahrheit wurde, daß bedeutende Menschen die Zeit nach ihrem Willen formen.

Mit der neuen Dreiheit „Volk und Mann“ betreten wir endlich Robert Hohlbaums, wie er sie selbst nennt, „reife Periode“. Ihre Glieder „König Volk“ (1931), „Der Mann aus dem Chaos“ (1933) und „Stein. Der Roman eines Führers“ (1935) gestalten das Problem des Führertums und der Gefolgschaft. In „König Volk“ ist die führerlose, schließlich blindwütend sich selbst zerreißen Masse zum Helden geworden. Im „Mann aus dem Chaos“ zeigt sich Napoleon als der volksfremde Verführer, der zuletzt an dem geeinten Volkstum, das sich ihm entgegengestellt, zerbricht. Stein aber, der wahre Führer, fühlt sich eins mit dem letzten Kleinbürger und Bauern, will nichts sein „als der fleischgewordene Wille der Tausende, das bewußt gewordene Unbewußte dieser armen dumpfen Seelen“.

Das gewaltigste der drei Werke ist „König Volk“, das Epos der französischen Revolution. Die Fülle der Einzelbilder, der Gestalten und Ereignisse wird aber doch von einer überlegenen künstlerischen Kraft zur Einheit geschmiedet, die allerdings ganz ins Innere verlegt und gleichsam irrational ist. Darum ist es mehr als ein Roman, ist eine Symphonie in Worten mit den drei gewaltigen Sägen „Götter — Menschen — Dämonen“.

In klaren Linien, und auch für den Durchschnittsleser leichter verständlich, erscheinen die beiden anderen Werke, vor allem der „Stein“. Robert Zohlbaum sagt selbst über dieses Buch:

„Bozenhart, Thiede, Ritter, Ullmann und andere moderne Forscher führten mich in Steins Welt ein, und so war es kein Wunder, daß es mir gelang, den modernen Stein zu geben, wie ihn unsere Zeit sieht und sehen muß, nicht den — das war die liberale Auffassung — Schüler der französischen Revolution, sondern deren Überwinder, nicht den preußischen Staatsmann, sondern den kraftvollen Vorbereiter eines großen Deutschland. Mir war es darum zu tun, Stein als den Vorläufer der Erfüllung, aber auch den Gegensatz zwischen romanischen Diktator und germanischen Führer zu zeichnen, ein Gegensatz, der jahrelang nur unklar geahnt wurde, ehe er heute wieder die Welt bewegt.“

Durch die Erfolge, die der Romanschreiber Zohlbaum in den letzten Jahren errang, ist der Novellendichter Zohlbaum ein wenig in den Hintergrund getreten. Früher war es gerade umgekehrt, denn zunächst waren es die Novellen, die Zohlbaums Namen bekannt machten, weil er auf diesem Gebiete früher als in den Romanen seine volle Meisterschaft entfaltete: „Die Novellenform fiel mir vom Himmel, ich habe sie nur ausgebaut und verfeinert, von Grund aus geändert habe ich sie nicht mehr, die große epische Form habe ich mir in zwei Jahrzehnten harten Ringens bitter erworben.“

Vor allem waren es die Künstlernovellen, die in der „Unsterblichen-Trilogie“: „Unsterbliche“ (1919), „Simmliches Orchester“ (1923) und „Sänger und Könige“ (1929) gesammelt sind, die ihm zu ersten Erfolgen verholfen. Fast alle Stücke der beiden ersten Sammlungen sind auch in volkstümliche Ausgaben, darunter Reclams Universalbibliothek („Von ewiger Kunst“), und in verschiedene Schulausgaben (Velhagen & Klasing, Quelle & Meyer) übergegangen, und viele von ihnen sind auch schon oft im Unterricht gelesen worden.

Vater Abraham, Klopstock, Heinrich von Kleist, E. Th. A. Hoffmann, Goethe, Mörike, Grillparzer, Liliencron, Friedemann Bach, Robert und Clara Schumann, Johann Strauß Vater und Sohn, Richard Wagner, Bruckner, Brahms u. a. treten auf. Es sind nicht immer äußerlich wichtige Ereignisse und große Wendepunkte des Lebens, in denen uns der Dichter seine Helden zeigt, aber stets ist das Dargestellte irgendwie wichtig für die Entwicklung ihrer Gesamtpersönlichkeit oder für das Bild, das wir uns von ihnen machen. Wohl das beste Stück der Sammlungen ist das „Requiem“, die Schilderung einer privaten Totenfeier für den unerwartet in Armut verstorbenen Mozart, doch ist der ganze Reichtum, den sie bergen, nicht mit wenigen Worten auszuschöpfen.

Eine Strauß- und eine Brucknernovelle erschienen auch gesondert unter den Titeln: „Der Frühlingwalzer“ (1925) und „Die Herrgottsymphonie“ (1925). Leichtere Ware bietet das Bändchen „Fallbeil und Reifrock“ (1921).

Neuerdings erschienen zwei umfangreichere Novellen. „Die Flucht in den Krieg“ (1935) — unter dem Titel „Bunte Gespenster“ im „Völkischen Beobachter“ erschienen — führt uns auf den Wiener Kongreß. „Getrennt marschieren“ (1935) aber zeigt uns Moltke und Benedek als Vertreter ihrer Stämme und ist gleichzeitig, wie Zohlbaum selbst sagt, Vorbote dafür, daß „eine alte, große Idee Fleisch und Blut zu gewinnen“ beginnt. „Ich habe viel Sehnsucht in diese Novelle gelegt und freue mich, wenn man sie fühlt“, sagt er außerdem noch! Diese Idee ist in Zohlbaums jüngstem Werk „Zweikampf um Deutschland“ (1936) Gestalt geworden. Der Roman führt uns in das Österreich der Jahre 1848 bis 1870 und läßt uns mit mancher vertrauten Erscheinung aus früheren Werken Wiedersehen feiern. Probleme um die Deutschen in Österreich, die schon den jungen Zohlbaum bewegten, werden jetzt von höherer Warte aus und mit allen Mitteln seiner reifen Kunst neugestaltet und eröffnen uns tiefe, erschütternde Einblicke in den Kampf dieser „sterbenden Nibelungen“.

Als Nachklang des „Stein“ ist die Jugenderzählung „Der Held von Kolberg“ (1935) zu werten, die in flüssiger, aber doch fesselnder und ganz leicht verständlicher Form Joachim Nettelbecks Leben und Heldentaten schildert.

Robert Zohlbaums Selbstbiographie „Mein Leben“, die in diesen Wochen erscheint, klärt in vieler Beziehung das Bild, das man sich bisher von dem in persönlichen Dingen so wortkargen Dichter nur auf Grund seiner Werke zurecht machen mußte. Sie ist ein Rechenschaftsbericht und gleichzeitig ein Bekenntnis und kann für die, die Robert Zohlbaum bisher noch nicht kannten, die beste Einführung in sein Wesen und Wollen werden. Es ist noch immer nicht leicht, an ihn heranzukommen. Ebenso wie in jedem seiner Bücher ungeheuere Arbeit steckt, will auch jedes seiner Bücher erarbeiten und nicht nur in müßigen Stunden flüchtig erleben sein, und nur wer sich in ihm versenkt, dem erschließt er sich ganz, belohnt ihn aber dafür auch mit tiefen Erlebnissen und immer erneuter Freude.

Er selbst hat nie nach billigen Lorbeeren gestrebt, sondern stets die Person hinter die Sache gestellt, der er dient. Dies kommt auch in den Schlusssätzen von „Mein Leben“ deutlich zum Ausdruck: „Ich betrachte mich im Streben und Erkennen, im Ringen und Behaupten, in Boden und Himmel, als grenzdeutscher Dichter, als Typus, von jeher in einer engeren Gemeinschaft wurzelnd, aber einer weiteren zugehörig, vom ersten Federstrich an einer höheren Idee dienstbar als der des kleinen Eigenruhms und Eigenwertes. Das gibt mir in aller Wirrnis und Beunruhigung meines äußeren Daseins die Ruhe des Schicksalhaften in Leben und Werk. Seit meiner frühesten Jugend lebt die Liebe zu meinem Volk in mir, zu allen dessen Formen und Erscheinungen, eine Liebe, die ich nicht mehr nur als irdische fühle, sondern als Verbindung mit der Ewigkeit eines unsterblichen Gedankens.“

Die romanische Baukunst am Oberrhein.

(2. Folge.)

Das Formengut, mit dem man den Sakralbau bestritt, war im 11. Jahrhundert bereits herangereift. Die im vorhergehenden Jahrhundert einsetzende starke, selbständige Baubewegung unter sächsischem Einfluß trug besonders dazu bei, die Formengattungen zum Gemeingut der deutschen romanischen Baukunst werden zu lassen und legte den Grund zu reichen Gruppierungsanlagen.

Der äußere Aufbau:

Die veränderte Grundrißgestalt und die damit zusammenhängende reiche Entfaltung des Innenraumes brachte auch in der äußeren Baumasse eine starke Bewegung, Gruppierung, Kontrastierung hervor und löste Kräfte in vertikal aufsteigender Tendenz aus. Es verbanden sich mit der Basilika Türme. Während der konservative Süden lange am allein stehenden Einzelturm, der etwa nach dem 7. Jahrhundert aus Syrien in Italien Aufnahme fand, festhielt, wurde er in den germanischen Ländern zu einer körperlichen Einheit in den Kirchenbau einbezogen. Aus der Vierung, der hauptbetonten Kreuzesmitte des Grundrißes, entwickelten sich logischerweise frühzeitig Vierungstürme, vielleicht aus der Vorstellung des Rundbaues entnommen. Sie wurden zum Gemeingut der deutsch-romanischen Bauweise. Die ältesten erhaltenen Denkmäler sind St. Pantaleon in Köln und St. Michael in Hildesheim. Der Vierungsturm, das Querhaus, die Anlage von Chorabsiden und Querschiffabsiden erzeugten nach außen eine starke räumliche Staffelung und ließen die Ostseite zu einer Gruppe deutlich sich abstuferender Baukörper entstehen. Gemeingut wurde ebenfalls die Einbeziehung von Westtürmen als ausgleichendes Gegengewicht gegen die immer stärker werdende Betonung der Ostseite. Als Abkömmling der Westfront von der — Aachener — Rundkirche bildete sich auch die eintürmige Westfassade, rechts und links von Treppentürmchen begleitet. Damit entstand im Westteil eine Baugruppe von ähnlich rhythmischer Kraft wie im Ostteil. Diese schon im Jahre 1000 aufkommenden Beispiele bilden die Vorstufe zu den späteren Turmgruppen in Nord- und Westdeutschland. Die Türme wurden immer mehr beliebtes Motiv der romanischen, deutschen Bauphantasie. In Oberdeutschland dagegen erhielt der Turmbau keine besondere Bedeutung infolge des konservativen Festhaltens an derselben Grundrißform. In schroffem Gegensatz standen als Ausnahme die oberrheinischen Bauten. Hier erhielt die Westseite eine besonders kraftvolle Betonung; hier entwickelte sich zuerst die zweitürmige Anlage.

Voran ging das Straßburger Münster (1035 begonnen). Ausgrabungen erbrachten den Nachweis von

starken viereckigen Türmen, die vor die Seitenschiffe gelegt sind, wie solche noch heute an der etwas jüngeren Klosterkirche von Limburg a. S. beobachtet werden können.

Im Elsaß namentlich fand schon in früherer Zeit diese Anordnung Verbreitung, wobei zwischen den Türmen eine durch dreiteilige Arkaden geöffnete Vorhalle eingefügt wurde. Maastricht, Lautenbach und Schlettstadt geben davon noch heute Zeugnis. (Abb. 8.)

Immer mehr wurde die Einseitigkeit des Raumstiles der altchristlichen Basilika abgedrängt, um der Entwicklung eines neuen Körperstiles Platz zu machen. Was die starke Baubewegung unter dem Einfluß der sächsischen Fürsten in Sachsen, Westfalen und im Rheingebiet in großen Zügen angegeben hatte, das wurde nun in den kommenden Jahrhunderten vollkommener, reifer und abgewogener. Gesetzliche Bindung und individuelle Freiheit paaren sich in Ein-

tracht. Baudenkmäler mit vielgegliederten Turmgruppen entstanden und finden noch heute deutschen kühnen Geist. Im Rheingebiet erhoben sich sechstürmige Dome und Klosterkirchen, wie Speyer, Worms, Mainz, Maria Laach u. a. zu den stolzesten Architekturgebilden Deutschlands. Zu dem gemeinsamen Formengut für die Mauergliederung und -belegung gehörte ferner um die Jahrtausendwende die Verwendung von Bogenfriese, Lisenen, Blendarkaden, Gurt- und Raffgesimsen.

Gemeingut war weiterhin die Rundbogenform der Lichtöffnungen, Fenster und Portale. Die ursprünglich einfachen Portale mit geradem Gewände und Bogensturz erhielten schon im 11. Jahrhundert durch reichen Säulenschmuck in abgetreppten Türgewänden ein neues, für die romanische Stilperiode entscheidendes Formprinzip und machten den Eindruck von konzentrisch sich verengenden Arkaden.

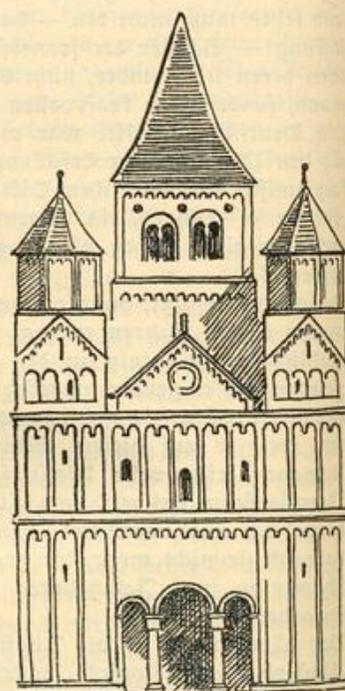


Abb. 8.

Abteikirche Maastricht.

Eine der romanischen Epoche besonders eigene Art, war die Anlage von Krypten als Grabkammern der Märtyrer und Stifter. Schon in der ottonischen Zeit ist aus der katakombenartigen Krypta, aus dem gebogenen oder geknickten Stollen, wie z. B. noch St. Emeram in Regensburg und die Einhardsbasilika in Steinbach i. O., die gewölbte Gallenkrypta hervorgegangen. Sie besteht aus mehrschiffigen, gleichhohen, Kreuzgewölbten Hallen und bildet ein Zwischenglied zwischen den karolingischen und den entwickelten romanischen Gewölbeausführungen

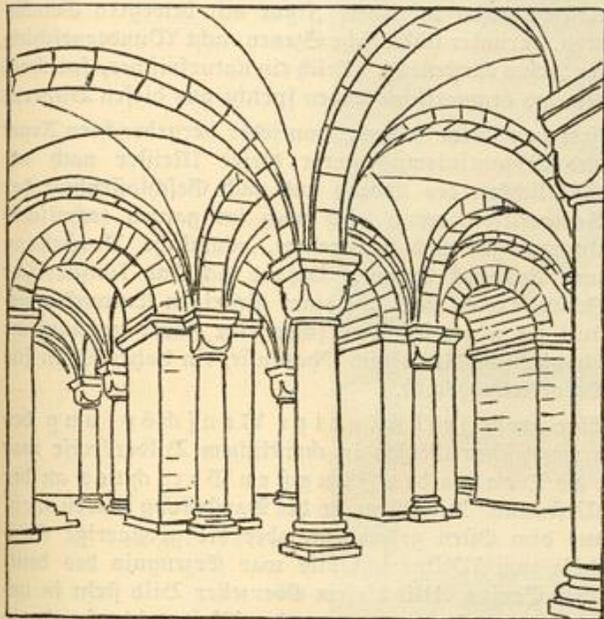


Abb. 9. Krypta im Dom zu Speyer.

des 12. Jahrhunderts. Die älteren dieser noch erhaltenen sind mit Tonnen und Stiefkappen gewölbt, wie z. B. in Oberzell in Reichenau und im Konstanzer Münster.

Ein vorbildliches, klassisches Beispiel des 11. Jahrhunderts jedoch zeigt noch die Gallenkrypta in Speyer. (Abb. 9.)

Die innere Gestaltung:

Im Innern der Kirche ändert sich ebenso der stimmungsmäßige Eindruck gegenüber der altchristlichen Basilika des Südens, wenngleich deren Erbformen übernommen wurden. Das Mittelschiff ist schmaler und höher geworden. Es trat das Bestreben auf, den Raum in sich zu fassen und zu packen.

Am meisten beeindruckte jetzt der Chorraum und erfuhr die stärkste Bereicherung im Vergleich zu der altchristlichen Apis. Diese barg einst wohl eine feierliche Würde in sich, hielt aber der jetzigen gesteigerten Chorwirkung nicht mehr stand. An Stelle der Armut und Einfachheit war Reichtum getreten, an Stelle des Jaghaften das Entschlossene, Kraftvolle und künstlerische Einheit.

Das Material wurde reicher, derbere Formen und veränderte Maßverhältnisse traten auf. Die leichten Backsteinmauern wurden durch massige Bruchstein-

mauern ersetzt. Entsprechend derb und kraftvoll wurden die Stützen als Säulen oder Pfeiler. Beide erschienen oft in rhythmischem Wechsel, um das Wesen des Quadratschemas im Grundriß stärker zu betonen, indem die Pfeiler die Eckpunkte der Quadrate bildeten.

Die sächsische Bauschule verwendete den Stützenwechsel mit besonderer Vorliebe, während die näher mit Italien in Berührung stehenden bayerischen und schwäbischen Gebiete diesen fast nie aufkommen ließen. Einen Stützenwechsel in unserer engeren Heimat finden wir in der Abteikirche in Gengenbach.

Entgegengesetzt den strengen antiken Ordnungen bestanden für die Säulengestaltung in der romanischen Stilperiode größere Freiheiten. Damit wurde für eine reichere Entfaltung der Säulenschäfte, Basen und Kapitelle größeren Raum gegeben.

Die romanische Basis wuchs, gegenüber der antiken, mit größerer Ausladung zu immer größerem Umfange an, die großen Basen von St. Michael und St. Godehard in Hildesheim des 10. Jahrhunderts wurden für die späteren Jahrhunderte maßgebend. An den unpraktischen freien Ecken der Basisplatte traten etwa um 1100 Eckverstärkungen als Übergänge zur Wulst auf, die zu Blatt- oder phantastischen Tierformen umgebildet wurden.

Das Kapitell hatte sich bereits um das Jahr 1000 aus den karolingischen Vorformen zu einer neuen, für die kommende Zeit maßgebenden Form, dem sogenannten Würfelskapitell entwickelt. Während die Römer ängstlich an dem Formenkanon der Griechen festhielten, nahm schon die mit deutschem Blut durchsetzte vorkarolingische Zeit an dem korinthischen bzw. Kompositivkapitell große Umformungen vor. Ein großer Deckstein wurde auf die schwache Abacus-Platte zur Schaffung eines ausreichenden Auflagers gelegt. Sie verließ ferner die Blattlappen und schuf eine Überleitung vom runden Säulenschaft in die viereckige Auflast. Es entstand ein Überleitungskörper mit einer neuen, urwüchsigen Verzierungskunst. Die Zeit der Karolinger zeigt uns noch solche Einzelheiten und manche künstlerische rohe Lösung. Es waren dies Vorformen zu der Entwicklung des Würfelskapitells.

Die ältesten Würfelskapitelle finden wir in St. Michael in Hildesheim, St. Maria im Kapitol in Köln und das älteste schwäbische Beispiel in der Aureliuskirche in Sirsau. (Abb. 10a und b.) Zunächst waren diese Kapitelle noch glatt; erst im 12. Jahrhundert entstand auf ihren Flächen Getier, reiches Laubwerk und phantastisches Ornament. (Abb. 11.)

Der Bodensee stand noch zu Beginn des 11. Jahrhunderts auf der Vorstufe mit trapezförmigen Seitenflächen (Reichenau). Eine achtseitige Variante aus gleicher Zeit finden wir im Konstanzer Münster, die der Schwabe Verno, Bischof von Osnabrück, noch vor 1050 nach Goslar verpflanzte.

Die Wandmalerei nahm schon um die Jahrtausendwende in der Sakralarchitektur einen besonderen Rang ein. Sofern sich die Farbigeit nicht allein auf die Strukturglieder wie Säulen, Kapitelle, Deckplatten, Maueröffnungen, Arkadenbogen und Gurten beschränkte, bildete sich oft im Kircheninnern ein

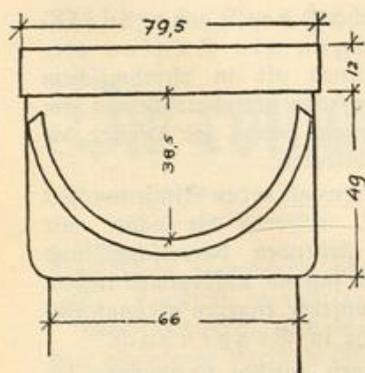


Abb. 10a.
Sirsau (ca. 1100).

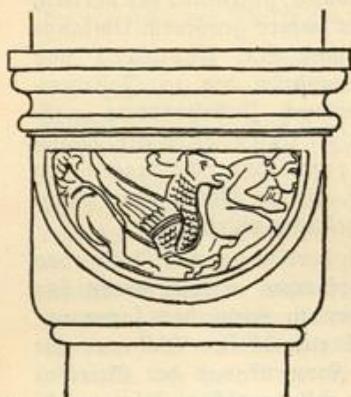


Abb. 10b.
Samersleben (ca. 1150).

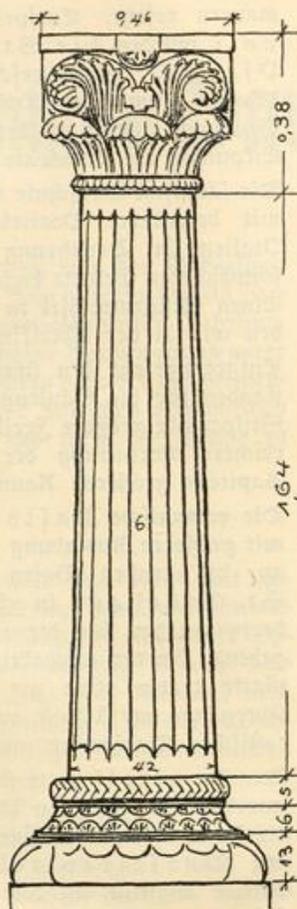


Abb. 11.
Suyseburg (Ende 12. Jahrh.).

polychromes System. Ornamentale Bänder in horizontaler und vertikaler Richtung dienten zur Gliederung der vielfach noch glatten Wände und bewerkstelligten eine architektonische Verbindung der Stützen mit der Oberwand des Mittelschiffs.

Figürliche Elemente verbanden sich mit dieser farbigen Flächenparzellierung. Bilderzyklen, symbolisch-repräsentativer und historischer Art traten auf. Die ersteren fanden vielfach im Altarhaus und an der Chorwand Anwendung. Da war z. B. ein beliebtes Motiv die Heilandsfigur, über dessen majestätische Größe in der Apsiswölbung sich eine übermenschliche Feierlichkeit verbreitete und die das Auge des Beschauers hypnotisch an sich zog. Da reihten sich in horizontalen Zonen des Chores Apostel- und Heiligenfiguren rhythmisch aneinander. Den Chorbogen schmückten Kirchenpatrone und Stifter. Die Längswände des Mittelschiffes boten geeigneten Platz für historische Szenen aus dem Alten und Neuen Testament.

Eine führende Rolle für figurale Malerei kam der alemannischen Südwestecke zu. Die Reichenauer Malkunst erreichte schon im 9. und 10. Jahrhundert eine hohe Blüte und beeinflusste

einen weiten Kreis. Umfangreiche Arbeiten hatten Reichenauer Maler schon im 9. Jahrhundert in St. Gallen ausgeführt. Auch in Goldbach bei Überlingen und in Burgfelden bei Balingen war die Reichenauer Kunst zu Hause. Das Münster in Reichenau erhielt unter Abt Witigowo (988 bis 997) reichen Gemäldeschmuck. Der Oberzeller Kirche gehört der überaus interessante und merkwürdige Bilderkreis an, der um 1880 durch Feederle von einem Tüncheschleier gelöst und freigelegt wurde. Die durch Mäanderfriese in horizontale Zonen geschiedenen Hochwände zeigen heute noch in oberer Reihe Apostel in ganzer Figur mit bewegten Gewändern, darunter historische Szenen, acht Wundergeschichten Jesus darstellend. Welch ein naturfrisches, sprühendes und dramatisches Leben spricht aus diesen Bildern!

Frei von jedem Schema, von jeder hergebrachten Regel und Byzantinismus strebt dieser Meister nach der Wirklichkeit des Lebens und nach Geschlossenheit der Komposition, wenn auch noch im ganzen technischen Unvermögen und mangelnde, räumliche Vorstellung zum Ausdruck kommt. Befand sich das künstlerische Schauen wohl noch auf einer niedrigen Entwicklungsstufe, so zeigte sich hier schon eine starke germanische schöpferische Kraft und Phantasie, ein hoher Sinn für Dekorierungskunst.

Eine große selbständige Neuschöpfung des germanischen Geistes in christlichem Bilderkreise war das Drama des Jüngsten Gerichtes an der Westwand. Die Elemente der Darstellung waren wohl aus dem Osten gekommen, aber die großartige Synthese zum Weltgerichtsbild war Erzeugnis des deutschen Genius. Mit diesem Oberzeller Bild steht in unmittelbarem Zusammenhang das Weltgerichtsfresko in Burgfelden bei Balingen.

Späteren Datums, als die Oberzeller Zyklen, ist die ebenfalls erhaltene Malerei des Niederzeller Altarhauses. In harmonischer Abgestimmtheit zeigt es als symbolisch repräsentative Bilder die Kolossalfigur des Erlösers, umgeben von den Evangelistenymbolen. Daneben treten die beiden Kirchenpatrone Petrus und Paulus hervor. Unter der majestätas domini reihen sich zwei Zonen von Arkadenstellungen, in deren Felder sich oben sitzende Apostel und unten stehende Propheten befinden.

Die Reichenauer Schule des 9., 10. und 11. Jahrhunderts war im ganzen genommen eine Erzählungskunst.

Im weiteren Verlauf der Stilentwicklung erfuhr die Wandmalerei jedoch eine strengere Bindung, eine Architektonisierung der Komposition; dies geschah sichtlich unter dem Einfluß der Sirsauer Schule. Die strengeren Ordensregeln und consuetudines blieben nicht ohne nachhaltige Wirkung auf die Architektur und die Disziplinierung aller Teile. Die straffe Flächenparzellierung zwang die bildliche Komposition in eine architekturgebundene Ordnung. Einzelfiguren namentlich werden zum Strukturglied, zum Bauornament, streng frontal, gleich in Haltung, unterschieden nur in ihren Gebärden.



Die Werbetafel
von J. L. Gamp

Aufnahme: St. Landes-
bildstelle Baden.



Der Bücher- und Bildertisch

Aufnahme: St. Landesbildstelle Baden



Hans Thoma. „Kinderreigen“/1872.

Aufnahme: Bad. Kunsthalle, Karlsruhe



Hans Thoma. Mutter und Schwester / 1866

Aufnahme: Bad. Kunsthalle, Karlsruhe

Hans-Thoma-Schau für Jugend und Volk.

Dem Erzieher auf dem Lande ist beim Aufbau des Dritten Reiches die vielseitige, verantwortungsvolle Aufgabe gestellt, ein geistiger Führer seines Dorfes zu werden. In größeren Gemeinden und Kleinen Städten kann jeder Lehrer ein seiner Veranlagung entsprechendes Gebiet besonders pflegen. Dabei wird eine taktische gegenseitige Hilfe rasch das Vertrauen der Landbevölkerung erwerben und der Volksbildung förderlich sein. In allen politisch-erzieherischen Fragen hat sich heute jeder Jugendbildner mitverantwortlich zu fühlen, auch im kleinsten Dorfe erwartet ihn die größte Pflicht. Nachdem die zersetzende Kunstmasche der Systemzeit versunken ist, wird es nach dem Erleben des Wunders der Volkwerdung notwendig, auch die Erziehung durch die Kunst in Angriff zu nehmen. Denn ein Volk ohne Kunst gleicht einem Menschen ohne Seele, Rasse und Seele aber sind die Grundlagen unseres Volkstums. Seine reinste Form und seine tiefe Innerlichkeit finden den sichtbar stärksten Ausdruck in unserer völkischen Kunst.

Es ist ohne Zweifel eine volkerzieherische Aufgabe des nationalsozialistischen Staates, wie zur Schau-
bühne, so auch zur Bildkunst Erlebnismöglichkeiten anzubahnen, die auf der Grundlage von Blut und Seele beruhen. Dabei kommt es weniger auf ein theoretisches oder kunstgeschichtliches Wissen an, das ja den gesunden Kunstsinne oftmals verschüttet hat. Im Gegenteil, jeder Weg zur volkinnigen Kunst führt über die Natur, und beim Bauernvolk finden wir gerade jenes unverbildete Naturempfinden, das in Wahrheit ein unbewusstes, reines Kunstgefühl ist. Nach dem Willen Adolf Hitlers hat die Deutsche Kunst dem ganzen Volke zu dienen. Jeder kunstfreundige Volksgenosse hat ein Anrecht, die wesentlichsten Werke der Nation kennen zu lernen, um durchs Auge ein Stück Herzensbildung zu erfahren. Lehrt doch die Künstlergeschichte, daß gerade aus den einfachsten Lebensverhältnissen das unverbrauchte Menschentum die begabtesten Volkskünstler immer aufs neue hervorbringt.

Der Gedanke, unsere Landbevölkerung an die Deutsche Kunst heranzuführen, die Volksschichten zu erfassen, die kaum die Möglichkeit haben, eine Kunstausstellung besuchen zu können, ist bereits vor zwölf Jahren auf fruchtbaren Boden gefallen. Hans Thomas 85. Geburtstag war 1924 der Anstoß zu einer Reihe heimatlischer volkverbundener und erzieherisch-wertvoller Schulausstellungen. Sie wurden in einer 400 Einwohner zählenden Dorfgemeinde der Alb-Pfingzhöhe, in einer zweiklassigen Schule, unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung, erfolgreich durchgeführt. Dort war erkennbar, wie Jugend und Volk auch für die bildende Kunst aufnahmebereit sind und wie sie mit den im deutschen Kunstschaffen ruhenden Volkstums- und Charakterwerten vertraut gemacht werden können. Denn leider

ist es eine alte Erfahrung, daß die schulentlassene Jugend vor lauter Berufsvorbildung nicht dazu kam, aus eigenem Antrieb sich mit der Bildkunst zu beschäftigen. Die traurige Folge ist jene große Unsicherheit allen künstlerischen Fragen gegenüber, auch bei den sogenannten Gebildeten, die sich oft bis zur Teilnahmslosigkeit für das ganze Leben steigert.

Diesem großen erzieherischen Mangel abzuwehren, die Ehrfurcht vor dem Kunstwerk und die Achtung vor dem Künstler zu pflegen, hat das badische Unterrichtsministerium veranlaßt, alljährlich eine wandernde „Kunstschau für Jugend und Volk“ auf das Land zu bringen. Solche kleineren, nach erzieherischen Gesichtspunkten zusammengestellten Wanderausstellungen vermögen eher, wie die verwirrende Vielheit der großen Galerien, dem jungen Deutschen und vorurteilslosen Volksgenossen die Augen für das Wesentliche zu öffnen und nachhaltige Eindrücke zu vermitteln. Das grundsätzliche Neue dieses Schulausstellungsgedankens ist die kameradschaftliche Zusammenarbeit von Künstlern, Museumsfachleuten und Erziehern. Sie alle dienen mit ihrer vielen Kleinarbeit, im Sinne der nationalsozialistischen Bildungsidee, der Emporführung des neuen deutschen Menschen und damit der Volksgemeinschaft.

Daß die erste Kunstschau für die Kleinstädte und Dörfer der Südwestmark unseren bodenständigsten Meister, Hans Thoma, herausstellt, ist eine Ehrenpflicht; denn einen volkverbundeneren Maler und Graphiker hat die badische Heimat nicht aufzuweisen. Im Auftrag von Herrn Unterrichtsminister Dr. Otto Wacker wurde darum, mit der tatkräftigen Unterstützung von Ministerialrat Gärtner, dem Gauobmann des NSLB, die Organisation der Wanderschau in Angriff genommen. In gemeinsamer Arbeit mit der Direktion der Badischen Kunsthalle, Karlsruhe, Dr. Curt Martin, wurde mit dessen Helferinnen, Fräulein Dr. Kircher und dem Verfasser, zunächst eine volkhaftere und künstlerischer einwandfreie Auslese von Thomas graphischen Arbeiten getroffen. Die 40 Kunstblätter umfassende Folge enthält zunächst vier farbenlichtdrucke nach Gemälden des Meisters, darunter sind der „Kinderreigen“, „Mutter und Schwester“ und zwei Landschaften. Es folgen elf handsignierte Originalsteindrucke der Kunstdruckerei Künstlerbund, Karlsruhe, mit den selten gewordenen Bilddichtungen „Güter des Tales“ und „Mondschein-geiger“ sowie den alemannischen Bauernköpfen. Dann kommt eine Auslese der Volksdrucke des Verlages Breitkopf und Härtel, Leipzig, preiswerte Blätter, die nach überarbeiteten Tacho-, Litho- und Algraphien hergestellt worden sind. Da wären vor allem der „Schnitter Tod mit Liebespaar“, das „Selbstbildnis mit Palette“, die „Märchenerzählerin“, der „Einsame Reiter“ und verschiedene Schwarzwaldlandschaften zu nennen. Drei hochwertige Sandzeichnungen, die als

Reichsdrucke erschienen, worunter „Des Künstlers Mutter“, und drei Originalradierungen aus dem Verlag Bruckmann, München, die Thomas Symbolik kennzeichnen, vervollständigen den wesentlichen Rahmen der volkhaften Schau. Als Beigabe wurde vom Landesverein Badische Heimat, Freiburg, das letzte Thoma-Bildnis von Hans Adolf Bühler beige-steuert, und in uneigennützig-er Weise hat Josua Leander Gamp- eigens für diese Wanderausstellung eine Werbetafel entworfen. Sämtliche Werke wurden schlicht und halt- bar gerahmt und auf ihren Rückseiten mit allen wissens- werten Angaben, mit Titel, Technik, Verlag und Preis versehen.

Ausgewähltes Schrifttum, das zur eingehenden Vor- bereitung der Lehrerschaft dient, Thomas „Immer- währendender Kalender Chronos“, das von J. A. Beringer herausgegebene Skizzenbuch (1856—68), das manchen Schulbub anregen wird, drei blaue Thoma-Bändchen aus dem Diederichs-Verlag und Lebensgeschichtliches von G. E. Bussé, O. Fischer, K. J. Friedrich und A. v. Schneider, wandern mit der Ausstellung durch den Gau Baden. Ferner hängt für jedermann, unter Glas gerahmt, ein volkstümlich gehaltener Lebens- abriß des Meisters in der Schau, der jeden Besucher genügend unterrichtet. Geschenkweise wurde der Samm- lung manch hochherzige Stiftung überlassen, als Spen- der sind darum Frau Geißler-Thoma, Frau E. Württen- berger, G. E. Bussé, Buchhandlung E. Kundt und die Firma Bruckmann zu nennen. Ohne die Stiftungen, einschließlich der Bilderkiste, beliefen sich die Gesamt- kosten des Unternehmens auf 600 RM., ein Betrag, der auch für die nächsten Jahre von unserem Er- ziehungsminister, Dr. Wacker, für weitere Volkskunst- schauen genehmigt wurde.

Im kommenden Winter wird nun durch die Kreis- schulbezirke die Thoma-Ausstellung fortlaufend in den vom Verkehr abgelegenen Gegenden, jeweils in einem ausgeräumten Schulsaal würdig aufgemacht werden. Unter der Führung ihrer Klassenlehrer haben die be- nachbarten Ortschaften mit ihren Volks- und Fort- bildungsschülern sie bei freiem Eintritt zu besuchen. Gleichzeitig sollen aber auch alle Organisationen der NSDAP., die Hitler-Jugend, der BDM., die SA., die SS., die Deutsche Arbeitsfront, die Landesbauern- schaft und die Deutsche Frauenschaft, durch Führungen und Vorträge der Landlehrer mit Hans Thomas Werken vertrauter gemacht werden. Denn für die Aufklärungs- und Erziehungsarbeit genügt es nicht, dem Landvolk nur eine Ausstellung zu bieten; es kommt darauf an, daß die gezeigten Bilder auch dem Verständnis der Besucher nahegebracht sind, um in der Tat nachhaltige Erfolge zu erzielen. Darum wird die Schau mindestens eine Woche an einem Ausstellungs- ort verweilen, um sie Jugend und Volk eindrucksam vermitteln zu können. Und mit berechtigtem Stolz werden die Dörfler feststellen, daß der weltbekannte Künstler ein Schwarzwälder Bauernsohn gewesen ist. Nach Feierabend und an den Sonntagen bleibt der Schulsaal für alle Kunstfreudigen Volksgenossen ein- trittsfrei zugänglich. Dadurch ist es den Ortslehrern auch möglich, an langen Winterabenden den Land- gemeinden erlebnisreiche Feierstunden zu bieten.

Bei aller Organisation ist man sich aber bewußt, daß es nur die Aufgabe der Kunsterziehung sein kann, durch

die Anbahnung einer inneren Empfänglichkeit und eines fröhlichen Aufnehmens, Jugend und Volk für die Schönheit und Größe deutscher Kunst zu gewinnen. Hierzu ist die Anleitung zum künstlerischen Sehen und Empfinden ein gutes Mittel, allmählich die ungeübten Augen zu öffnen, um in ein reines Verhältnis zu Thomas vollkinnigen Schöpfungen zu kommen. Wer deutsch und echt empfindet, wird dazu gelangen, des Meisters wundervolle Einfalt, in der hingebungs- reichen Naturbeobachtung, in dem alles durchdringen- den seelischen Erleben wiederzuerkennen. In erster Linie soll durch die Ausstellung dem vernachlässigten Gemüt geholfen werden; denn die Rüstung der Seele wird nicht nur durch Härte, sondern auch durch Stille und Besinnung gestählt. Das oft mißbrauchte Wort „Gemüt“ sei aber nicht im falschen, sentimental- en, gefühlsdufeligen Sinne verstanden, sondern in seiner ursprünglichen Bedeutung: der Zusammenfassung der ganzen inneren Lebendigkeit, des „Mutes“ (wie in Berg—Gebirge, Sang—Gesang, so in Mut—Gemüt).

Hans Thoma selbst schrieb einmal über das aus seinen Landschaften unser Bauernvolk ansprechende Wesen: „Still und friedlich ist es in der Natur, wenn ich am Sonntagvormittag an einem Berghang liege und ins Tal hinuntersehe, die Sonne glänzt im Buchenwald, die Drossel singt; über mir schweben weiße Wolken, und ein Habicht kreist. Da ver- gesse ich alle Sorgen, und der Friede der Natur um- schließt auch meine Seele.“ Dieses tiefe und reine Erleben des inneren Friedens in weltabgeschiedenen Tälern, die trotz des Hastens unserer Zeit den Charak- ter des Urzuständlichen tragen, mögen Thomas kind- lich-frohe, heimat-treue Werke, wie eine weltliche Predigt, unseren Landleuten übermitteln. Wie der Maler, der mitten unter Bauern aufwuchs, unverbil- det und unverblendet, sich das Paradies seiner Kind- heit bis ins Greisenalter bewahrte, so soll auch sein Volk seine volklich-haften Bild-dichtungen unvoreinge- nommen erleben. Fürwahr, als Känder der äußeren und inneren Schönheit unseres Gau- und Landschlags haben wir nach Sebel keinen Größeren aufzuweisen, der den Inbegriff süddeutschen Wesens in seinen Wer- ken so treu, herb, innig und gemüts-tief erfaßt hat. Denn in Hans Thomas reichem und reifem Leben und Wirken bleiben ursprüngliche Naturverbunden- heit und echte Gottgläubigkeit für alle Zeiten lebendig.

Manchen Volksgenossen wird es auch fesseln, etwas über die Technik und Arbeitsweise des Graphikers zu erfahren. Kurze Erläuterungen über das Tief- und Flachdrucken, über die Radierung, Thoma verwendete nicht den Kupfertiefdruck mit Ätzverfahren, sondern die Kaltnadeltechnik auf Nickelzink, über die Schnell- drucke (Tachographie) und die Aluminiumplatten (Al- graphie) vermögen die Betrachtungen zu vertiefen. Ergänzend wird, wie vor Jahren, dem Landvolk Ge- legenheit geboten, die gezeigten Volkskunstblätter in den Buchhandlungen der Kreisstädte zu kaufen. Hin- weise auf Bezugsmöglichkeiten und Preise ermöglichen es den Dorfgemeinden, für ihre Schul- und Rathäuser Kunstblätter von dauerndem Wert zu beschaffen. Den Hofbauern dürfte es nicht schwer fallen, an die Stelle mancher kitschigen Bildrücke der Gründerzeit endlich das Bauerntum preisende Steindrucke von Hans

Thoma zu hängen. Auch die Gesang- und Turnvereine der Landgemeinden müssen in Zukunft ihre Versammlungsräume mehr mit Künstlersteinzeichnungen und Originalradierungen schmücken, die den Sinn für das Echte und Schöne bekunden.

Nach der eingehenden Besichtigung dieser ersten Schulschau des Badnerlandes durch unseren Unterrichtsminister Dr. Wacker und Ministerialrat Gärtner wurden bereits zukünftige Wanderausstellungen unter besonders erzieherischen Leitgedanken erwogen. Stoffe wie „Die deutsche Familie“ von Ludwig Richter, „Friedrich der Große“ von Adolf von Menzel, „Deutsche Griffelkunst“ von Albrecht Dürer, Sammelausstellungen wie „Das deutsche Märchen“, „Der deutsche Bauer“, können unsere Arbeiter- und Bauernschaft mit bodenständiger Kunst immer vertrauter machen.

Sobald aber aus unserer Zeit volkhaftere Schöpfungen sichtbar werden, die den Ausdruck unserer Weltanschauung bekunden, dann müssen sie auch zur Formung und seelischen Ausrichtung der Volksgemeinschaft eingesetzt werden. Es nützt allein nicht viel, diese Erziehungsaufgabe von oben her zu organisieren, sie muß folgerichtig von unten herauf organisch wachsen. Es kommt darum zunächst darauf an, daß kunstbegeisterte Volksbildner den Sinn für das Echte und Schöne zu wecken verstehen. Ihre Aufgabe ist es, durch beharrliches Wollen und mutiges Handeln den Gedanken der völkischen Kunsterziehung weiter vorwärts zu tragen; denn der Staat hat sich nach dem Willen Adolf Hitlers der Kunst anzunehmen, die Kunst aber hat dem Volke zu dienen!

Lebensabriß und Schrifttum von und über Hans Thoma siehe „Die bad. Schule“, 11. Folge, 15. Heftung 34, Jahrg. 1.

Vor der Feldherrnhalle.

Von Heinrich Anacker.

Und Tauben flattern vor der Feldherrnhalle,
gefüttert von der frohen Kinderschar;
das Leben braust vorbei mit lautem Schwallen
am Platz, der Zeuge blut'gen Opfers war.

Nur du, mein Kamerad, im braunen Kleide,
bleibst sinnend stehn — umtönt von Schmerz und Spiel
und denkst in Trauer und in herbem Leide
der Schar, die hier für Deutschlands Zukunft fiel.

Dir fällt's aufs Herz wie Schatten von Zypressen,
wie dumpfen Totenmarsches Melodie . . .
mag flüchtig Volk die Sechzehn kühl vergessen —
du, Kamerad, vergißt die Helden nie!

Die junge Königin.

Erzählung von Otto Smelin.

Gegen Abend war der Erzbischof Adalbert mit einem Schwarm von geistlichen Herren, Mönchen, Beamten, Knechten, Pagen angeschwürt. Als man ihm sagte, der König sei vor einer Stunde weggeritten mit Eberhard von Nellenburg und Benno von Priesheim, hatte er für sich und zwei seiner Leute in der Burg Unterkunft verlangt und die anderen nach dem Dorf hinuntergeschickt. Die lärmende Pracht hatte sich verlaufen, unten getafelt und gebechert, alles im mitgebrachten Gold- und Silbergerät. Aber der Erzbischof, im schweren, weinroten, wolfspelzbefesteten Mantel dahinrauschend, hatte sich das kleinste Gefäß ausgesucht, nichts als Brot und Käse verlangt und goldgelben Korn, den er lieber trank als alle Weine und mit einem Krächzen in die Kehle hinuntergießen konnte. Seine Stimme, diese Fanfare von Kraft und Lust, hatte durch die Klure und Säle gehalten, dann hatte er in der Kapelle gebetet und, weil sich auch andere eingefunden hatten, schnell eine kurze Predigt gehalten; wie ein Windstoß war sie durch die Ecken geprüstet. Schließlich saß er in seinem kleinen Steinloch beim Schein einer Kerze und diktierte einem Schreiber, einem spindeldürren jungen Mönchsknaben, Briefe an Anno von Köln, an Bruno von Toul und andere. Es ging bis in die Nacht; die zweite Kerze war angezündet, da weckte Lärm aus der Arbeit. Von drunten kamen Pferde, Reiter, Lachen und Johlen. Adalbert reckte sich auf, horchte, lächelte, diktierte den Brief fertig, während der Burgbau sich vollzog von Geräuschen, Schritten auf den Treppen, Klirren, Gelächter. Der Erzbischof saß auf der Bettkante und sprach die Worte etwas lauter, da flog die Tür auf, ein halb-wüchsiger Knabe im kurzen, grauen Rock, grünen Beinkleidern und hohen Stiefeln, den Mantel lose über die Schulter geschlagen, stand in der Tür. Er war hochaufgeschossen, die Arme mit den hübschen Händen etwas zu lang; die dunkeln Haare wirr um seine weiße schmale Stirn. Er stürzte auf den Erzbischof zu, umarmte ihn, lachte und bewillkommnete ihn.

Der Schreiber wurde weggeschickt; der junge König setzte sich auf den Hocker. Ja, es sei ein toller Abend gewesen, ein wundervoller Abend; draußen vor der Kirche von Allenau hätten sie die Tafel aufgeschlagen und nachher ...; er erzählte und brach plötzlich ab, sah den Erzbischof an. Dieser lächelte sein unergründliches Lächeln, aber als Heinrich aufstand, um eine Gute Nacht zu wünschen, fühlte er, daß Adalbert nicht wegen irgendeiner beliebigen politischen Entscheidung gekommen war, und sagte, indem er an seinem Rock nestelte:

„Du willst mir etwas sagen, sag es gleich.“

Der Erzbischof stand auf:

„Ich habe mit Anno gesprochen und mit dem Herzog von Schwaben; sie sind fest geblieben.“

Heinrich warf den Kopf unwillig:

„Sie können mich nicht zwingen. Du sagst selbst, daß sie mich nicht zwingen können.“

„Zwingen, wenn du es wörtlich nimmst, nein.“

„Du sagst, daß ich mich als König nicht zwingen lassen darf, daß es gegen die königliche Würde ist.“

Heinrich sprach mit einem harten, verärgerten Klang in der Stimme; seine Augen sprühten.

„Eben deshalb mußt du es freiwillig tun, von dir aus.“

„Aber ich will nicht!“

„Wenn du ein König bist, kommt es nicht darauf an, was du willst.“

„Du fängst an zu reden wie der gestrenge Anno.“

„Weil ich mich überzeugt habe, daß es das Beste für dich ist.“

„Du willst mich in ein falsches Leben hineinzwingen, in eine Ehe; du willst mir einen Fels auf den Rücken binden. Ich lasse mich nicht fesseln.“

„Ich denke, du kennst mich; ich bin weder Sittenrichter noch Moralprediger. Most muß gären. Aber du bist nicht irgendeiner.“

„Nun eben darum tue ich, was mir gefällt und lasse mich nicht von andern verheiraten.“

„Die Heirat eines Königs ist keine Angelegenheit seines Gefallens oder Nichtgefallens, es ist einfach eine Staatsaktion.“

„Ich bin bereit, eine Staatsaktion daraus zu machen, aber ich vollziehe Staatsaktionen, wann ich will, und mit wem ich will, nicht nach Willen der Fürsten oder der Herren in Rom.“

„Nach Willen deines hochseligen Vaters! Die Braut, ich bitte dich, dies nicht zu vergessen, hat dein Vater ausgewählt, niemand sonst; und übrigens nicht schlecht, wie alles, was er tat.“

Der König stampfte auf.

„Sag, was du willst, ich tu's nicht.“

Der Erzbischof verlor die Ruhe nicht, er verlor nicht einmal das Lächeln in seinem braunroten, durchgeformten Gesicht.

„Geh zu Bett. Wir haben morgen Zeit. Wenn die Sonne scheint, ist der Geist klarer.“

Unwillig, widerstrebend ging Heinrich; die Tür klappte.

So begann der Kampf, aber der noch nicht sechzehnjährige König konnte nicht standhalten. Gegen den Erzbischof von Köln hätte er standgehalten, denn diesen Anno haßte er glühend, seit jenem Tag vor drei Jahren, als er den Knaben in Kaiserswerth aufs Schiff gelockt und gefangen hatte; es war eine leichte Gefangenschaft — Anno sah es überhaupt nicht als

eine solche an —, aber es ging nicht um leicht oder schwer, es ging um die Gewalt. Gegen jede Vergewaltigung bäumte sich der Knabe auf und konnte sie nie vergessen. Aber dann war Adalbert, der mächtige Erzbischof von Bremen gekommen. Wie ein Ketter. Anno hatte sich nicht lange als Stellvertreter des Königs und alleiniger Machthaber unter den Fürsten halten können. Sie hatten sich zusammengesetzt und gefeilscht, und Adalbert hatte den Knaben mitgenommen, nicht gezwungen, nicht vergewaltigt. Denn Adalbert wußte Menschen zu nehmen, verstand etwas von der brodelnden Jugend und dem wirren Stolz und Überstolz des kleinen Königs. Da hatte ein neues Leben begonnen: Reiten und Jagen, Freunde, Gelage, Mädchen. Adalbert, der selbst fast mönchisch einfach lebte, hielt Hof wie kein Fürst seiner Tage, verschenkte maßlos an seine Freunde und Helfer, lächelte zu allem, wenn nur der Schein gewahrt wurde. Kein Wunder, daß der König ihn liebte, ihm alles Vertrauen entgegenbrachte! Kein Wunder, daß der Erzbischof Einfluß auf Heinrich gewann wie kein anderer! Adalbert wußte, was er tat, und er tat es nicht für sich. In ihm brannte ein größeres Feuer; in ihm rauschte das Leben wie ein Strom, und Heinrich spürte es; ungesagt blieb es zwischen ihnen, dieses Wissen. Als der Tag kam, an dem man den fünfzehnjährigen für mündig erklärte, als man ihm das Schwert umgürtete, da riß er es heraus und hätte, wäre Adalbert ihm nicht in den Arm gefallen, Anno auf der Stelle niedergehauen. So war der König; sein Blut kochte. Adalbert tadelte ihn, natürlich; aber in ihm lachte es: Gut so! Er liebte dieses siedende Blut. Jetzt kam es nur darauf an, auch Einsicht zu schaffen, dann würde alles gut werden. Vorläufig wollte er selbst die Einsicht sein. Aber jetzt, einige Monde nach der Schwertumgürtung des Königs, kam die schwerste Probe mit den Vermählungsplänen. Es war lange voranzusehen gewesen. Heinrichs Vater, der seinen frühen Tod gehäht haben mußte, hatte vorsorgen wollen; als er von Italien zurückkehrte — der Knabe war damals fünf Jahre alt —, hatte er in Turin die noch kaum vierjährige Berta, die Tochter der Markgräfin, mitgenommen und sie dem kleinen König feierlich verloben lassen. Das Mädchen war am kaiserlichen Hof zusammen mit den Prinzessinnen erzogen worden. Bald darauf war der Kaiser gestorben, und das Ränkespiel der Fürsten um die Macht hatte begonnen. Jetzt, nach der Schwertumgürtung des jungen Heinrich, verlangten sie seine Vermählung mit der zehn Jahre zuvor ihm verlobten Braut. Adalbert durchschaute das Spiel: Sie wollten dadurch den König ablenken und dem Papst gefällig sein, um sich bezahlen zu lassen. Aber Heinrich widersetzte sich. Auch das glaubte Adalbert zu verstehen: Es war sein Knabentrotz, der sich etwas zu vergeben glaubte, der nun, da er mündig war, die Selbständigkeit seiner Entschlüsse zeigen wollte. Es war sein jugendlich überspitztes Gefühl königlicher Würde. Und, auch dies fühlte der Bremer Erzbischof sehr deutlich, es war noch etwas im Spiel dabei: Seine Liebeleien; es waren da gewisse Dinge, man mußte ein Auge zudrücken, sie gehörten nun einmal zur Jugend. Berta, die ein Jahr jünger als der König war, erzogen in beinahe klösterlicher Zucht, war kein verführerisches Mädchen. Adalbert hatte sie jetzt selbst

daraufhin angesehen: Sie war still, allzu kindlich in allem, was sie sagte, und wie sie sich benahm; sie war nicht hübsch; sie schien lau, zum mindesten unentwickelt. Es war nichts gegen sie vorzubringen, aber auch nichts für sie. Adalbert sah das ein, er hatte sich zuerst selbst noch abwartend verhalten, aber jetzt, nachdem er noch einmal mit Anno gesprochen und diesen schlaunen Feind ausgeforscht hatte, war es für ihn kein Zweifel: Er durfte den Königsknaben nicht in seiner Widersetzlichkeit bestärken, in diesem Falle nicht; man mußte, um jeden Vorwand zu nehmen, die Versprechungen einhalten, die Heinrich gemacht hatte; der Kampf mit Rom, Adalbert wußte es, war nicht zu umgehen, aber in diesem Augenblick und aus dieser Ursache konnte er nicht erwünscht sein. Man mußte vermeiden, den Fürsten und der Kurie diesen Schein von Treubruch zu geben, denn das Verlöbniß bestand. Zudem: Berta war reich, und die Beziehung zum Haus ihrer Mutter konnte für den König wertvoll werden.

Der Erzbischof zog alle Register seiner reichen Menschenbehandlung. Er blieb vier Tage auf der Sarzburg. Er tafelte und scherzte, sprühte von Witz und Geist, lachte, daß es durch die Gewölbe hallte; er konnte unwahrscheinlich jung sein; er ritt und jagte, wettete und soff, wo es nötig war, mit den Jungen, aber in den stillen Stunden, auf einsamen Waldritten neben dem König, beim Schauspiel nachts, frühmorgens, wenn aus den erwachenden Wäldern das Geschmetter der Vögel jauchzte, ließ er alles für und Wider spielerisch oder ernsthaft vor dem jungen König sich hinreiten, zeigte seine großen Pläne für das Königtum wie kostbare Steine, ließ sie im Lichte der Phantasie spielen. Was war das Königtum, wenn es nicht Machtmittel hinter sich hatte? Und Berta von Turin hatte Beziehungen, verpflichtende Beziehungen, Geldquellen, Ansehen, italienische Pässe. Wer die Markgrafen von Turin auf seiner Seite hatte, dem konnte kein Schwabenherzog und kein Bayernherzog den Weg in die Lombardei verlegen. Jeder wußte, wie ehrgeizig Bertas Mutter war, wie diese Verbindung ihr schmeichelte, wieviel Einfluß sie auf Sildebrand, den Erzkämmerer des Heiligen Stuhles, hatte. Was war die Welt? War sie eine Kinderstube? War sie ein Löwenkäfig? Ob er vielleicht denke, man könne mit Peitschenknallen oder mit Fausthieben regieren? Oder mit süßen Spielereien? Man konnte nicht mit dem Kopf durch die Wand, keiner, auch ein König nicht. Es hieß sich drehen und wenden und auch einmal etwas einstecken. Und als der junge König, schon halb überzeugt, doch noch einmal ausbrach, und ganz einfach alle Gründe auf die Seite schieben wollte, mit einer großen Bewegung seines langen Arms:

„Aber die Ehe . . . Nein, ich ertrage die Ehe nicht. Es geht nicht, ich kann mich nicht in die Ehe sperren lassen!“

Da wußte Adalbert auch hier Rat, zog die Brauen hoch, diese Buschwälder unter der hohen Stirn, meinte, mehr andeutend als aussprechend: Gott habe die Ehe geschaffen, damit Mann und Frau in treuer Gemeinschaft lebten, gewiß, aber Gott sei kein Pfaff und engherziger Sittenrichter, Gott sehe das Herz an; und wenn ein Mann noch kein ganzer Mann und eine Frau noch keine ganze Frau sei, . . . nun, er verlange

nichts Unmögliches. Auch guter Wille sei etwas wert, ein König freilich habe das Gesicht zu wahren, was darüber hinausgehe, nun, . . . man könne Verpflichtungen nicht auf sich nehmen, die unmöglich seien. Zweifellos werde sich da ein Weg finden, wenigstens solange die Königin ein Kind sei . . .

Heinrich ritt neben Adalbert; keiner konnte hören, was sie sprachen; die Pferde trabten, die Bäume rauschten in den Wipfeln. Adalbert, nach einer Pause:

„Ich verlasse dich morgen. Ich nehme an, daß ich deinen Auftrag habe, alles in die Wege zu leiten. Wir werden es heute abend amtlich verkünden.“

Der junge König sagte nichts. Schweigend ritten sie. Dann, plötzlich hob er den Kopf, wandte ihn zu Adalbert: „Und Berta?“

Der Erzbischof war erstaunt, begriff die Frage nicht, zuckte nur mit den Achseln. Er sagte:

„Sie ist deine Braut und im übrigen ein frommes Kind.“

Heinrich schwieg.

In den nächsten Wochen ging alles seinen Gang. Die Fürsten, die auf den Widerstand des Königs gehofft hatten, um einen Grund zu eigener Widergesetzlichkeit zu haben, machten gute Miene, heuchelten Freude und Bewunderung. Die Kurie glaubte einen Sieg erlangen zu haben, traute aber der Wendung nicht. Adalberts Ansehen stieg, aber auch die Furcht vor ihm, der Feid. Man hatte seinen Widerstand erwartet und gehofft, ihn in Rom in ein schlechtes Licht setzen zu können. Die Hochzeit wurde in Tribur vorbereitet.

Als man es Berta mitteilte, zeigte sie keine Verwunderung, kaum eine Bewegung. Mit ihren großen dunklen Augen sah sie dem Bischof von Bamberg ins Gesicht, der ihr die Nachricht überbrachte. Man beachtete sie nicht weiter.

Judith, die vier Jahre ältere Schwester Heinrichs, mit der sie damals zusammen im selben Gelass schlief, sagte spät, als sie in der Dunkelheit lagen:

„Nun wirst du bald Königin sein.“

Berta antwortete nicht. Judith sprach leise, aber deutlich und langsam:

„Und vielleicht bald Kaiserin.“

Wieder kam keine Antwort.

„Freust du dich?“

„Ja“, sagte die leise, zitternde Stimme.

„Ich würde toben vor Freude, und du liegst still, als wäre nichts geschehen.“

Berta schwieg.

Judith wachte in der Nacht auf; daß dieses Mädchen Königin wurde, beunruhigte sie. Der Mond schien durch ein kleines hohes Fenster herein. Sie richtete sich auf; neben ihr lag Berta; sie hatte die Augen geschlossen, aber Judith merkte, daß sie sich nur schlafend stellte.

Berta von Turin wurde in Würzburg zur deutschen Königin gekrönt; mit großem Gefolge brach man dann auf, um in Tribur die Hochzeit zu feiern. In Würzburg war Heinrich selbst nicht zugegen. Er lag krank in seiner Pfalz in Utrecht. Kaum genesen, bleich und abgemagert, ritt er nach Süden, langte einen Tag nach der Königin in Tribur an. Adalbert von Bremen

war ständig in seiner Nähe. Er hatte es so weit gebracht, daß kein königlicher Beschluß ohne ihn zustande kam. Da viele Reichsfürsten und Herren, auch ein päpstlicher Legat zu den Feierlichkeiten gekommen waren, wurden politische Besprechungen abgehalten, es wurde verhandelt und Recht gesprochen. Der junge König, blaß und schlechter Laune, empfing und beriet. Einen Tag vor der Trauung kam auch Agnes, die Königinmutter, eine schmale vornehme Nonne, die sich mehr in Rom als in Deutschland aufhielt und mit verzückter Sehnsucht nur an ihr und der Ihrigen Seelenheit dachte. Heinrich empfing sie um die Mittagszeit. Zuerst war nur ihre Hofdame, Eloise von Montgart, und der Erzbischof von Bremen anwesend. Die Rede kam auf die Zeremonien der Hochzeit; dabei wußte Adalbert, der eigentliche Veranlasser dieser Unterredung, das anzubringen, was nur wenige wußten: Nach den Feierlichkeiten sollte der junge König mit der Königin unter Gesängen zum Tore begleitet werden, dann aber der König selbst sich von seiner angetrauten Gattin vorläufig verabschieden, um noch am Abend einige Stunden nach Norden zu reiten mit kleinem Gefolge, nach der Ingelheimer Pfalz.

Kaiserin Agnes sah erstaunt, ratlos vom Erzbischof zu ihrem Sohn. Der Erzbischof wußte, was sie schweigend fragte. Aber er schien es nicht zu merken und fuhr mit seiner einschmeichelnden vollen Stimme fort:

„Ingelheim hat ein mildes und sonniges Klima. Man wird dafür sorgen, daß der König dort von Staatsgeschäften so wenig wie möglich belästigt wird und ganz seiner nur notdürftig wiederhergestellten Gesundheit leben kann.“

Heinrich sah zur Erde, um dem Blick seiner Mutter nicht zu begegnen. Die Kaiserin sprach mit einer weichen Altstimme:

„Und die Königin? Wann wird die Königin folgen?“

„Die Königin, Majestät, wird auf ihren eigenen Wunsch sich am nächsten Tage mit ihrem Gefolge nach Hersfeld auf den Weg machen.“

Diese Erklärung machte das Angesicht der kaiserlichen Nonne noch bleicher; fast zitternd sagte sie:

„Das ist unmöglich.“

„Eine Maßnahme der Not, Majestät; nur bis zur völligen Wiederherstellung der Gesundheit unseres Königs.“

„Aber, Eminenz, das geht nicht, verstehen Sie nicht, daß das nicht geht? . . . Gott wird . . . Seine Heiligkeit will für einen Erben Gebete anordnen . . . Ich würde nicht wagen, dies seiner Heiligkeit zu berichten.“

„Seine Heiligkeit wird die Krankheit des Königs als Grund für die außergewöhnliche Maßnahme anerkennen.“

„Hat der König die Königin begrüßt?“

„Noch nicht, Majestät. Die Regierungsgeschäfte nehmen den König in diesen beiden Tagen seines Hierseins ganz in Anspruch.“

Der kühle Blick der Kaiserin ruhte auf dem Sohn. Dieser spürte ihn, hob die Augen, sah in das Gesicht der bleichen Nonne, die seine Mutter war, und sagte:

„Wenn Sie es wünschen, Mutter, werde ich der Königin meine Aufwartung machen.“

Als eine Stunde später die Kaiserin Agnes sich bei der Königin melden ließ, bemächtigte sich dieser ein an ihr ungewohntes Leben. Sie legte ihre Handarbeit hin, ließ sich den Spiegel bringen, fragte die Mädchen, ob ihr Kleid gut sitze, spazierte im kindlichen Spiel wie eine Königin der Märchen durch das Gemach, sang vor sich hin und lobte die Kaiserin; sie sei eine gütige und fromme Frau, viel zu gütig sei sie. Und dann fing sie an zu erzählen, wie sie einst ihren Ball in den Brunnen habe fallen lassen und die Kaiserin dazugekommen sei und ihr gleich einen neuen versprochen habe. Als die Kaiserin eintrat, fiel Berta vor ihr nieder, küßte ihr die schmale Hand und streichelte sie mit ihren kleinen runden Kinderhänden. Agnes hob sie auf, setzte sich mit ihr auf die Polsterbank und strich ihr über die Schläfen:

„So lange habe ich dich nicht gesehen; Kind! So hübsch und groß bist du geworden.“

Die Worte waren gütig, aber sie hatten einen kühlen Mantel. Dennoch blühte Berta unter ihnen. Die Kaiserin überbrachte ihr Grüße und Segen des Heiligen Vaters und ein geweihtes kleines Silberkreuz an einem Kettchen, das sie ihr um den Hals legte. Sie sagte ihr viele gute Dinge: Daß sie Geduld haben möge, daß die Ehe dem Weibe eine Pflicht sei, von Gott auferlegt, dem Mann zu dienen, aber auch dem Manne zu widerstehen, wo er auf falschem Wege gehe und ihn mit Liebe zum Rechten zu geleiten. Eine züchtige Frau bewahre den Mann durch ihre Liebe vor den Versuchungen teuflischer Art, denen er ohne angehaute Gattin besonders in der Unruhe der Jugend leicht erliege. Dies sei die hohe Aufgabe der Gattin. Das Unglück wolle es, daß der König in diesen Wochen sehr erkrankt gewesen sei, der Schonung und Nachsicht bedürftig; aber auch in solchen Zeiten könne die Gattin mit milder Hand ihm zur Seite stehen. Darum dürfe sie ihn gerade dann nicht verlassen und müsse in Gebet und Treue bei ihm ausharren und ihm helfen. Bertas rundliches, zartes Gesicht hing mit großen Blicken an dem Munde der Kaiserin, als diese sagte, sie habe gehört, daß es der Wunsch der Königin sei, nicht mit dem König nach Ingelheim zu gehen. Sie wisse, daß dieser Entschluß nur dem Zartgefühl der jungen Königin entsprungen sei, aber sie könne ihn nicht billigen, ja, sie sei gekommen, die Königin zu bitten, bei dem König zu bleiben, auch wenn er noch der Schonung bedürfe und sich seiner ehelichen Pflichten noch zu enthalten gezwungen sei. Ob sie ihr dies versprechen wolle.

Berta löste die Hände aus denen der Kaiserin.

„Ich will Ihnen versprechen, daß ich alles tue, was ich zum Wohle des Königs zu tun vermag“, sagte Berta mit einem ernsten und klugen und ganz geöffneten Ausdruck des kindlichen Gesichtes; aber es klang fernher und beinahe ein wenig eingelernt.

Die Kaiserin lächelte kaum merklich, so, als nehme sie es doch nicht ernst, was dieses dunkle, seltsam artige Kind sagte, und fragte:

„Also, wenn ich richtig verstehe, wirst du den König nach Ingelheim begleiten?“

Eine Röte flog über die Schläfen des Kindes, das in einer instinkthafter Bewegung nach dem Brokatmantel griff, der über der Schulter hing, und ihn raffte.

Man hat mich gebeten, von jeder Gemeinschaft mit dem Könige vorläufig abzusehen, da er krank und von Geschäften überbürdet sei.“

„Man hat dich gebeten?“

„Ja.“

„Es erscheint mir gut“, sagte die Kaiserin in ihrer kühlen Güte, „wenn zwischen Gatten kein Dritter steht. Nur der König selbst darf dich bitten.“

„Ich habe ihn noch nicht gesehen. Seit zwei Jahren nicht.“

„Er wird in wenigen Minuten hier sein.“

Die kindliche Königin sah die Nonne mit schweigendem Staunen an; nur wenige Augenblicke, dann kniete sie vor ihr nieder, küßte ihr die Hände, flüsterte:

„Oh, Sie Gute!“

„Ich bin nicht gut. Wir alle sind Sünder.“

Sie erhob sich, verabschiedete sich und rauschte hinaus. Gleich darauf stand auch schon Heinrich im Raum, näherte sich Berta, die in einem großen Lehnstuhl saß. Er kniete nieder, küßte ihr die Hand und sagte um sich blickend:

„Die Kaiserin hat mich gebeten, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Obwohl meine Zeit über und über besetzt ist, glaubte ich diesem Wunsche nachkommen zu sollen.“

Die Stimme des jungen Königs klang hohl und unwahr. Der Tonfall war der einer auswendig gelern- ten Rede.

„Ich danke Ihnen“, zitterte die Mädchenstimme.

„Ich glaube zwar, daß wir uns nicht viel zu sagen haben werden.“

„Nein.“

„Aber die königliche Stellung verlangt natürlich gewisse Rücksichten auf die öffentliche Meinung.“

„Ja“, hauchte die Stimme.

„Da wir uns seit unserer frühen Kindheit kennen, so brauchen wir uns, glaube ich, nichts vorzumachen. Es war der Wille meines hochseligen Vaters, daß ich mich mit Ihnen vermähle. Ich sehe keinen Grund, diesen Willen, der von politischer Einsicht eingegeben wurde, umzustößen; deshalb habe ich veranlaßt, daß alle Vorbereitungen getroffen wurden. Die Heirat ist auch der Wille des Päpstlichen Stuhles und geschieht in ausdrücklichem Einverständnis der Reichsfürsten. Ich bitte Sie daher, es mir nicht verübeln zu wollen, wenn diese Ehe Sie mit Fesseln bindet, die ganz außerhalb Ihrer Wahl sind.“

Es war für jeden, der Heinrich kannte, kein Zweifel, daß diese Sätze nicht seine eigenen Sätze waren.

Das Gesicht des Mädchens war weiß geworden, je länger der König sprach; ihre rundlichen Hände lagen ratlos in ihrem Schoß auf dem grünen Kleid. Stotternd kamen die Worte über ihre Lippen:

„Nein, natürlich nicht.“

„Ich möchte Sie bitten, unserer alten Freundschaft entsprechend, sich vorläufig in gar keiner Weise mehr als die Öffentlichkeit es verlangt, gebunden zu fühlen, Ihren Aufenthalt ganz zu wählen, wie es Ihnen angenehm erscheint. Wenn wir dann und wann und besonders bei öffentlichen Anlässen uns gemeinsam zu zeigen genötigt sind, so bitte ich, darin nur eine unerlässliche Maßnahme sehen zu wollen, die ich nur gezwungen treffe.“

Berta saß regungslos, hörte das Gefälle der Worte; in ihr Angesicht legte sich eine Starre wie ein sichtbarer Widerhall der Rede des Königs. Als dieser eine Pause machte, erwiderte sie nichts mehr; man hörte ihren Atem, bis er fortfuhr aufzusagen:

„Ich glaube, da ich Ihre Gesinnung kenne, sicher zu sein in der Annahme, daß auch Sie Ihrerseits von mir nichts erwarten, was über diese Verpflichtungen und Annahmen hinausgeht.“

Erst nach einigen Augenblicken und daran, daß alle Augen auf sie gerichtet waren, schien die junge Königin zu merken, daß sie an dieser Stelle zu antworten hatte, und, mit den Fingern leise spielend, die eigene Linke mit der Rechten drückend, sagte sie:

„Nein.“

„Sollten Sie jedoch“, setzte der Jüngling seinen Vortrag fort, „irgendwelche Wünsche haben, so seien Sie versichert, daß sie bei mir immer Würdigung und Bereitschaft finden werden, sie zu erfüllen, soweit es eben in meiner Macht steht. Irgendeine Stunde wird uns immer gelegentlich zusammenführen, in der persönliche Anregungen entgegengenommen werden können. Ich habe seine Eminenz, den Erzbischof von Köln, zu Ihrem besonderen Anwalt ernannt und Graf Burckhard von Liebstein Ihnen als Mittelsmann zugeteilt. Beiden ist Weisung gegeben, für Ihr Wohl Sorge zu tragen und Ihre Wünsche jederzeit entgegenzunehmen.“

Der König war fertig. Er stand mit einer mühsam verborgenen Unruhe im Gemach, schaute nach rechts und nach links, etwas wie ein Verlegenheitslächeln um den hübschen Mund. Vermutlich erwartete er einen Dank der Königin, der nicht kam, an den sie offenbar nicht einmal dachte in ihrer Versteinerung, denn sie saß noch immer ohne Bewegung, sehr bleich, als wäre der Widerschein des grünen Kleides auf ihren Wangen und auf ihrer rundlichen Stirn. Als nichts erfolgte, trat der König vor, beugte sich über die Hand der Braut, die er aus dem Schoße gleichsam aufhob; flüchtig sagte er mit sehr veränderter Stimme:

„Wir werden uns zwar morgen sehen und die Hände reichen, aber wohl kaum in kleinerem Kreise sprechen. Leben Sie wohl!“

Er drückte einen Kuß auf die Finger, ließ los, trat zurück, verbeugte sich nochmals an der Tür, da auf

einmal schien sich die Königin selbst gefunden zu haben, ihr Kleid rauschte, in zwei Schritten war sie vor ihm, ihr Oberkörper neigte sich vor, ihr Gesicht war dem seinen nahe und jetzt rot übergossen, daß sie in ihrer Jugend wirklich einen Anflug von Schönheit hatte. Und während sie so aus der Nähe ihn ansah, sagte sie mit einer beinahe flüsternden Stimme:

„Du bist krank gewesen, Heinrich, du siehst noch sehr bleich aus; pflege dich!“

Heinrich, wie erschreckt von diesem Andrang von Wärme, hatte keine gelernten Worte zur Hand; er lachte unsicher:

„Oh, danke, es ist nicht schlimm. Du verstehst, es ist nur zur Rechtfertigung unserer Trennung jetzt übertrieben.“

Da stand sie nun und wurde wieder freideweiß, lächelte ganz wie aus einer Erinnerung und verlor auch dieses Lächeln wieder.

„Ja, ich verstehe“, sagte sie, „und nun war ihre Stimme verändert und ihre Worte waren kunstvoll gesetzt, wie seine es vorher gewesen waren, „es ist gut so; ich danke Ihnen.“

Aber sie reichte ihm noch einmal die Hand, was gar nicht mit dem Ton ihrer Rede zusammenzureimen war, und er küßte sie noch einmal.

Anderen Tags waren die großen feierlichkeiten. Unter dem Geläut der Glocken wurde die Königin abgeholt von zwölf Fürsten und Rittern und in Begleitung von ebenso vielen Ehrendamen durch die festlichen Straßen geleitet bis zum Dom, wo der Bräutigam sie erwartete und durch Handkuß begrüßte. Die beiden Jüge vereinigten sich, und das Brautpaar betrat, der König die Königin an der Hand führend, die Kirche, wo die Jubelgesänge der Kleriker und des Volkes sie rauschend empfingen. Die feier begann mit der festmesse, an die sich die Trauung anschloß. Nach den kirchlichen Zeremonien begab sich der Zug in die Pfalz zum großen Festmahl. Draußen vor den Toren des Städtchens feierte das Volk mit Mummenschanz, Jahrmahl und Tanz. Als die Dunkelheit kam, bahnten königliche Knechte eine Gasse; verummte Reiter zogen hindurch; manche wollten den König, andere die Königin unterschieden haben. Niemand ahnte, daß die Neuvermählten nach verschiedenen Richtungen und getrennt voneinander die Stadt verlassen hatten.

(Fortf. folgt.)

Das will ich knieend aussprechen: der Lebenden sind wir ungewiß, aber nicht der treuen Toten, die unwandelbar bei uns bleiben, und in diesem Heilsgedanken steckt etwas, das uns tiefste Freudigkeit gibt, das uns aller Tränen und aller Klage entrückt und uns unser Leben leben und lieben lehrt.

Gorch fock.